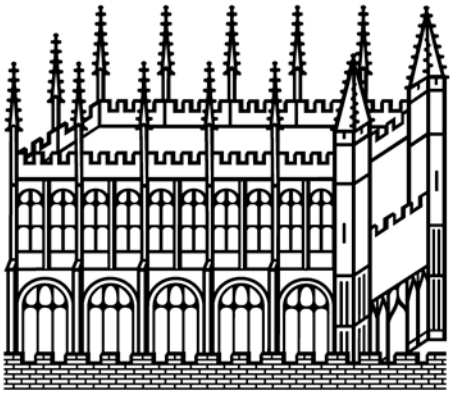


Bodleian Libraries

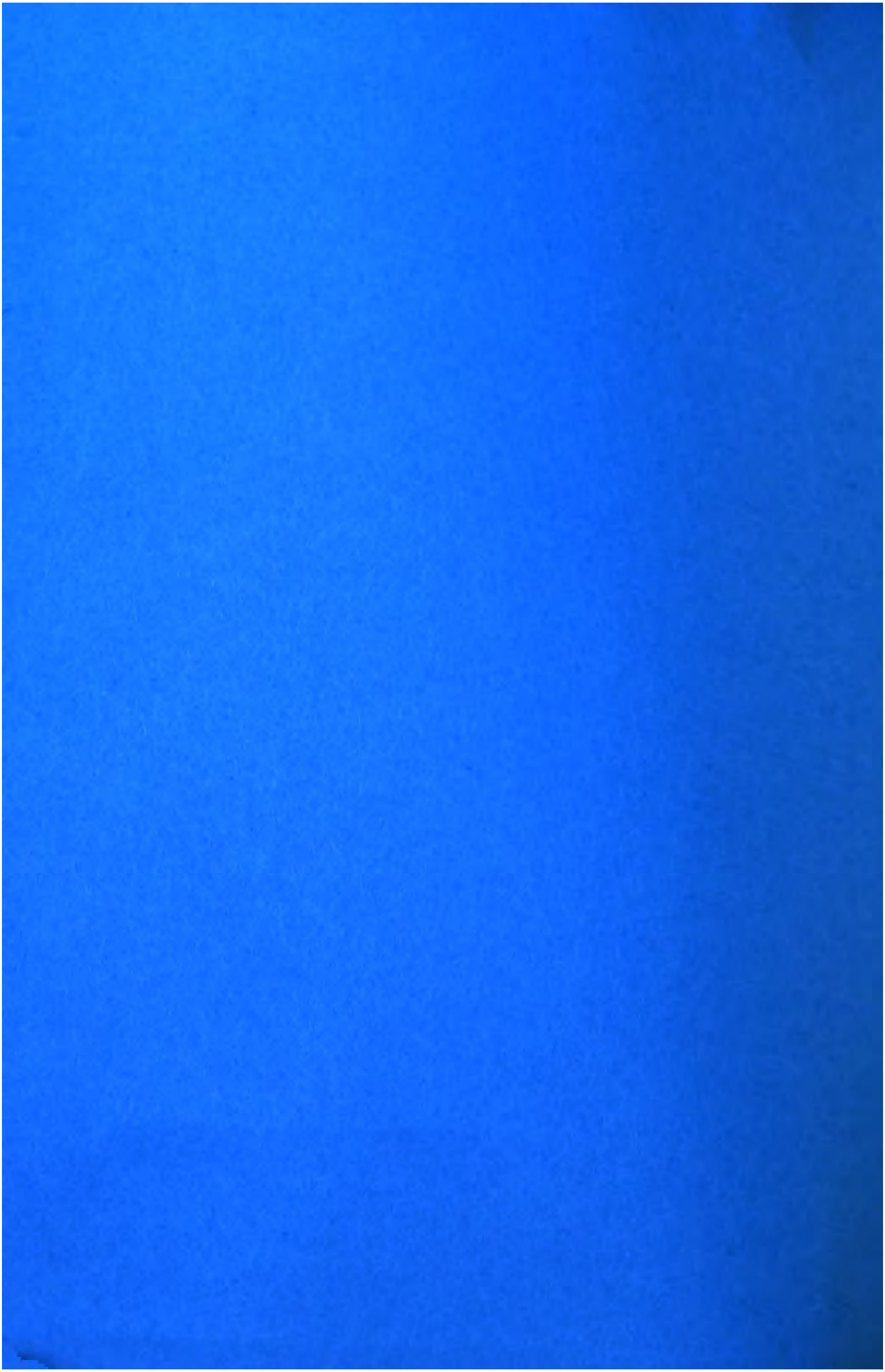
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



Die dreifache Warnung

Novellen

von

Arthur Schnitzler

Mit einem Nachwort von
Oswald Brüll

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

„Die Frau des Weisen“ sowie „Der blinde Geronimo und sein Bruder“ sind Arthur Schnitzlers Novellen I (Ges. Werke, Erzählende Schriften), erschienen im Verlage S. Fischer, Berlin, mit dessen Genehmigung entnommen; „Die dreifache Warnung“ entstammt dem Bande Novellen II derselben Ausgabe.

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1912 und 1924 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Printed in Germany

Die Frau des Weiſen

Hier werde ich lange bleiben. Über dieſem Orte zwiſchen Meer und Wald liegt eine ſchwermütige Langeweile, die mir wohltut. Alles iſt ſtill und unbewegt. Nur die weißen Wolken treiben langſam; aber der Wind ſtreicht ſo hoch über Wellen und Wipfel hin, daß das Meer und die Bäume nicht rauſchen. Hier iſt tiefe Einſamkeit, denn man fühlt ſie immer; auch wenn man unter den vielen Leuten iſt, im Hotel, auf der Promenade. Die Kurkapelle ſpielt meiſt melancholiſche ſchwediſche und däniſche Lieder, aber auch ihre luſtigen Stücke klingen müd' und gedämpft. Wenn die Muſikanten fertig ſind, ſteigen ſie ſchweigend über die Stufen aus dem Kiosk herab und verſchwinden mit ihren Inſtrumenten langſam und traurig in den Alleen.

Dies ſchreibe ich auf ein Blatt, während ich mich in einem Boote längs des Ufers hinrudern laſſe.

Das Ufer iſt mild und grün. Einfache Landhäuſer mit Gärten; in den Gärten gleich am Waſſer Bänke; hinter den Häuſern die ſchmale, weiße Straße, jenſeits der Straße der Wald. Der dehnt ſich ins Land, weit, leicht anſteigend, und dort, wo er aufhört, ſteht die Sonne. Auf der ſchmalen und langgeſtreckten gelben Inſel drüben liegt ihr Abendglanz. Der Ruderer ſagt, man kann in zwei Stunden dort ſein. Ich möchte wohl einmal hin. Aber hier iſt man ſeltſam feſtgehalten; immer bin ich im

nächſten Umkreis des kleinen Orts; am liebſten gleich am Ufer oder auf meiner Terraſſe.

✡

Ich liege unter den Buchen. Der ſchwere Nachmittag drückt die Zweige nieder; ab und zu hör' ich nahe Schritte von Menſchen, die über den Waldweg kommen; aber ich kann ſie nicht ſehen, denn ich rühre mich nicht, und meine Augen tauchen in die Höhe. Ich höre auch das helle Lachen von Kindern, aber die große Stille um mich trinkt alles Geräuſch raſch auf, und iſt es kaum eine Sekunde lang verklungen, ſo ſcheint es längſt vorbei. Wenn ich die Augen ſchließe und gleich wieder öffne, ſo erwache ich wie aus einer langen Nacht. So entgleite ich mir ſelbſt und verſchwebe wie ein Stück Natur in die große Ruhe um mich.

✡

Mit der ſchönen Ruhe iſt es aus. Nicht im Ruderboot und nicht unter den Buchen wird ſie wiederkommen. Alles ſcheint mit einem Male verändert. Die Melodien der Kapelle klingen ſehr heiß und luſtig; die Leute, die an einem vorbeigehen, reden viel; die Kinder lachen und ſchreien. Sogar das liebe Meer, das ſo ſchweigend ſchien, ſchlägt nachts lärmend an das Ufer. Das Leben iſt wieder laut für mich geworden. Nie war ich ſo leicht vom Hauſe abgereiſt; ich hatte nichts Unvollendetes zurückgelaſſen. Ich hatte mein Doktorat gemacht; eine künſtleriſche Illuſion, die mich eine Jugend hindurch begleitet, hatte ich endgültig begraben, und Fräulein Jenny war die Gattin eines Uhrmachers

geworden. So hatte ich das seltene Glück gehabt, eine Reise anzutreten, ohne eine Geliebte zu Hause zu lassen und ohne eine Illusion mitzunehmen. In der Empfindung eines abgeschlossenen Lebensabschnittes hatte ich mich sicher und wohl gefühlt. Und nun ist alles wieder aus; — denn Frau Friederike ist da.

✡

Spät abends auf meiner Terrasse; ich hab' ein Licht auf meinen Tisch gestellt und schreibe. Es ist die Zeit, über alles ins klare zu kommen. Ich zeichne mir das Gespräch auf, das erste mit ihr nach sieben Jahren, das erste nach jener Stunde...

Es war am Strand, um die Mittagszeit. Ich saß auf einer Bank. Zuweilen gingen Leute an mir vorüber. Eine Frau mit einem kleinen Jungen stand auf der Landungsbrücke, zu weit, als daß ich die Gesichtszüge hätte ausnehmen können. Sie war mir übrigens durchaus nicht aufgefallen; ich wußte nur, daß sie schon lange dort gestanden hatte, als sie endlich die Brücke verließ und mir immer näher kam. Sie führte den Knaben an der Hand. Nun sah ich, daß sie jung und schlank war. Das Gesicht kam mir bekannt vor. Sie war noch zehn Schritte von mir; da erhob ich mich rasch und ging ihr entgegen. Sie hatte gelächelt, und ich wußte, wer sie war.

„Ja, ich bin es," sagte sie und reichte mir die Hand.

„Ich habe Sie gleich erkannt," sagte ich.

„Ich hoffe, das ist nicht zu schwer gewesen," erwiderte sie. „Und Sie haben sich eigentlich auch gar nicht verändert."

„Sieben Jahre ...“ ſagte ich.

Sie nickte. „Sieben Jahre ...“

Wir ſchwiegen beide. Sie war ſehr ſchön. Jetzt glitt ein Lächeln über ihr Geſicht, ſie wandte ſich zu dem Jungen, den ſie noch immer an der Hand hielt, und ſagte: „Gib dem Herrn die Hand.“ Der Kleine reichte ſie mir, ſchaute mich aber dabei nicht an.

„Das iſt mein Sohn,“ ſagte ſie.

Es war ein hübſcher brauner Bub mit hellen Augen.

„Es iſt doch ſchön, daß man einander wieder begegnet im Leben,“ begann ſie, „ich hätte nicht gedacht ...“

„Es iſt auch ſonderbar,“ ſagte ich.

„Warum?“ fragte ſie, indem ſie mir lächelnd und das erſtemal ganz voll in die Augen ſah. „Es iſt Sommer ... alle Leute reiſen, nicht wahr?“

Jetzt lag mir die Frage nach ihrem Mann auf den Lippen; aber ich vermochte es nicht, ſie auszuſprechen.

„Wie lange werden Sie hierbleiben?“ fragte ich.

„Vierzehn Tage. Dann treffe ich mit meinem Manne in Kopenhagen zuſammen.“

Ich ſah ſie mit einem raſchen Blick an; der ihre antwortete unbefangen: Wundert dich das vielleicht?

Ich fühlte mich unſicher, unruhig beinahe. Wie etwas Unbegreifliches erſchien es mir plötzlich, daß man Dinge ſo völlig vergeſſen kann. Denn nun merkte ich erſt: an jene Stunde vor ſieben Jahren hatte ich ſeit lange ſo wenig gedacht, als wäre ſie nie erlebt worden.

„Sie werden mir aber viel erzählen müſſen," begann ſie aufs neue, „ſehr, ſehr viel. Gewiß ſind Sie ſchon lange Doktor?"

„Nicht ſo lange — ſeit einem Monat."

„Sie haben aber noch immer Ihr Kindergeſicht," ſagte ſie. „Ihr Schnurrbart ſieht aus, als wenn er aufgeklebt wäre."

Vom Hotel her, überlaut, tönte die Glocke, die zum Eſſen rief.

„Adieu," ſagte ſie jetzt, als hätte ſie nur darauf gewartet.

„Können wir nicht zuſammen gehen?" fragte ich.

„Ich ſpeiſe mit dem Buben auf meinem Zimmer, ich bin nicht gern unter ſo vielen Menſchen."

„Wann ſehen wir uns wieder?"

Sie wies lächelnd mit den Augen auf die kleine Strandpromenade. „Hier muß man einander doch immer begegnen," ſagte ſie — und als ſie merkte, daß ich von ihrer Antwort unangenehm berührt war, ſetzte ſie hinzu: „Beſonders, wenn man Luſt dazu hat. — Auf Wiederſehen."

Sie reichte mir die Hand, und ohne ſich noch einmal umzuſehen, entfernte ſie ſich. Der kleine Junge blickte aber noch einmal nach mir zurück.

Ich bin den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend auf der Promenade hin und her gegangen, und ſie iſt nicht gekommen. Am Ende iſt ſie ſchon wieder fort? Ich dürfte eigentlich nicht darüber ſtaunen.

✡

Ein Tag iſt vergangen, ohne daß ich ſie geſehen. Den ganzen Vormittag hat es geregnet, und außer

mir war faſt niemand auf der Promenade. Ein paarmal bin ich an dem Haus vorbei, in dem ſie wohnt, ich weiß aber nicht, welches ihre Fenſter ſind. Nachmittag ließ der Regen nach, und ich machte einen langen Spaziergang auf der Straße längs des Meeres bis zum nächſten Orte. Es war trüb und ſchwül.

Auf dem Wege habe ich an nichts anderes denken können als an jene Zeit. Alles habe ich deutlich wieder vor mir geſehen. Das freundliche Haus, in dem ich gewohnt, und das Gärtchen mit den grünlackierten Stühlen und Tiſchen. Und die kleine Stadt mit ihren ſtillen weißen Straßen. Und die fernen, im Nebel verſchwimmenden Hügel. Und über all dem lag ein Stück blaßblauer Himmel, der ſo dazu gehörte, als wenn er auf der ganzen Welt nur dort ſo blaß und blau geweſen wäre. Auch die Menſchen von damals ſah ich alle wieder; meine Mitſchüler, meine Lehrer, auch Friederikens Mann. Ich ſah ihn anders, als er mir in jenem letzten Augenblick erſchienen war; — ich ſah ihn mit dem milden, etwas müden Ausdruck im Geſicht, wie er nach der Schule auf der Straße an uns Knaben freundlich grüßend vorüberzuſchreiten pflegte, und wie er bei Tiſche zwiſchen Friederike und mir, meiſt ſchweigend, ſaß; ich ſah ihn, wie ich ihn oft von meinem Fenſter aus erblickt hatte: im Garten vor dem grünlackierten Tiſch, die Arbeiten von uns Schülern korrigierend. Und ich erinnerte mich, wie Friederike in den Garten gekommen war, ihm den Nachmittagskaffee gebracht und dabei zu meinem Fenſter hinaufgeſchaut hatte, lächelnd, mit einem Blicke, den ich damals nicht verſtanden... bis zu

jener letzten Stunde. — Jetzt weiß ich auch, daß ich mich oft an all das erinnert habe. Aber nicht wie an etwas Lebendiges, sondern wie an ein Bild, das still und friedlich an einer Wand zu Hause hängt.

✡

Wir sind heute am Strand nebeneinander gesessen und haben miteinander gesprochen wie Fremde. Der Bub spielte zu unseren Füßen mit Sand und Steinen. Es war nicht, als wenn irgend etwas auf uns lastete: wie Menschen, die einander nichts bedeuten, und die der Zufall des Badelebens auf kurze Zeit zusammengeführt, haben wir miteinander geplaudert; über das Wetter, über die Gegend, über die Leute, auch über Musik und über ein paar neue Bücher. Während ich neben ihr saß, empfand ich es nicht unangenehm; als sie aber aufstand und fortging, war es mir mit einemmal unerträglich. Ich hätte ihr nachrufen mögen: Laß mir doch etwas da; aber sie hätte es nicht einmal verstanden. Und wenn ich's überlege, was durfte ich anderes erwarten? Daß sie mir bei unserer ersten Begegnung so freundlich entgegengekommen, war offenbar nur in der Überraschung begründet; vielleicht auch in dem frohen Gefühl, an einem fremden Orte einen alten Bekannten wiederzufinden. Nun aber hat sie Zeit gehabt, sich an alles zu erinnern wie ich; und was sie auf immer vergessen zu haben hoffte, ist mächtig wieder aufgetaucht. Ich kann es ja gar nicht ermessen, was sie um meinetwillen hat erdulden müssen, und was sie vielleicht noch heute leiden muß. Daß sie mit ihm zusammengeblieben ist, seh' ich wohl; und daß sie sich wieder versöhnt haben,

dafür ist der vierjährige Junge ein lebendiges Zeugnis; — aber man kann sich versöhnen, ohne zu verzeihen, und man kann verzeihen, ohne zu vergessen. — — Ich sollte fort, es wäre besser für uns beide.

In einer seltsamen, wehmütigen Schönheit steigt jenes ganze Jahr vor mir auf, und ich durchlebe alles aufs neue. Einzelheiten fallen mir wieder ein. Ich erinnere mich des Herbstmorgens, an dem ich, von meinem Vater begleitet, in der kleinen Stadt ankam, wo ich das letzte Gymnasialjahr zubringen sollte. Ich sehe das Schulgebäude deutlich wieder vor mir, mitten in dem Park mit seinen hohen Bäumen. Ich erinnere mich an mein ruhiges Arbeiten in dem schönen geräumigen Zimmer, an die freundlichen Gespräche über meine Zukunft, die ich bei Tisch mit dem Professor führte und denen Friederike lächelnd lauschte; an die Spaziergänge mit Kollegen auf die Landstraße hinaus bis zum nächsten Dorf; und alle Nichtigkeiten ergreifen mich so tief, als wenn sie meine Jugend zu bedeuten hätten. Wahrscheinlich würden alle diese Tage im tiefen Schatten des Vergessens liegen, wenn nicht von jener letzten Stunde ein geheimnisvoller Glanz auf sie zurückfiele. Und das Merkwürdigste ist: seit Friederike in meiner Nähe weilt, scheinen mir jene Tage sogar näher als die vom heurigen Mai, da ich das Fräulein liebte, das im Juni den Uhrmacher geheiratet hat.

Als ich heute frühmorgens an mein Fenster trat und auf die große Terrasse hinunterblickte, sah ich Friederike mit ihrem Buben an einem der Tische sitzen; sie waren die ersten Frühstücksgäste. Ihr

Tiſch war grade unter meinem Fenſter, und ich rief ihr einen guten Morgen zu. Sie ſchaute auf. „So früh ſchon wach?“ ſagte ſie. „Wollen Sie nicht zu uns kommen?“

In der nächſten Minute ſaß ich an ihrem Tiſch. Es war ein wunderbarer Morgen, kühl und ſonnig. Wir plauderten wieder über ſo gleichgültige Dinge wie das letztemal, und doch war alles anders. Hinter unſeren Worten glühte die Erinnerung. Wir gingen in den Wald. Da fing ſie an, von ſich zu ſprechen und von ihrem Heim.

„Bei uns iſt alles noch geradeſo wie damals,“ ſagte ſie, „nur unſer Garten iſt ſchöner geworden; mein Mann verwendet jetzt viel Sorgfalt auf ihn, ſeit wir den Buben haben. Im nächſten Jahr bekommen wir ſogar ein Glashaus.“

Sie plauderte weiter. „Seit zwei Jahren gibt es ein Theater bei uns, den ganzen Winter bis Palmſonntag wird geſpielt. Ich gehe zwei-, dreimal in der Woche hinein, meiſtens mit meiner Mutter, der macht es großes Vergnügen.“

„Ich auch Theater!“ rief der Kleine, den Friederike an der Hand führte.

„Freilich, du auch. Sonntag nachmittag“, wandte ſie ſich erklärend an mich, „ſpielen ſie nämlich manchmal Stücke für die Kinder; da gehe ich mit dem Buben hin. Aber ich amüſiere mich auch ſehr gut dabei.“

Von mir mußte ich ihr mancherlei erzählen. Nach meinem Beruf und anderen ernſten Dingen fragte ſie wenig; ſie wollte vielmehr wiſſen, wie ich meine freie Zeit verbrächte, und ließ ſich gern

über die geſelligen Vergnügungen der großen Stadt berichten.

Die ganze Unterhaltung floß heiter fort; mit keinem Wort wurde jene gemeinſchaftliche Erinnerung angedeutet — und doch war ſie ihr gewiß ununterbrochen ſo gegenwärtig wie mir. Stundenlang ſpazierten wir herum, und ich fühlte mich beinahe glücklich. Manchmal ging der Kleine zwiſchen uns beiden, und da begegneten ſich unſere Hände über ſeinen Locken. Aber wir taten beide, als wenn wir es nicht bemerkten, und redeten ganz unbefangen weiter.

Als ich wieder allein war, verflog mir die gute Stimmung bald. Denn plötzlich fühlte ich wieder, daß ich nichts von Friederike wußte. Es war mir unbegreiflich, daß mich dieſe Ungewißheit nicht während unſeres ganzen Geſprächs gequält und es kam mir ſonderbar vor, daß Friederike ſelbſt nicht das Bedürfnis gehabt hatte, davon zu ſprechen. Denn ſelbſt wenn ich annehmen wollte, daß zwiſchen ihr und ihrem Manne ſeit Jahren jener Stunde nicht mehr gedacht worden war — ſie ſelbſt konnte ſie doch nicht vergeſſen haben. Irgend etwas Ernſtes mußte damals meinem ſtummen Abſchied gefolgt ſein — wie hat ſie es vermocht, nicht davon zu reden? Hat ſie vielleicht erwartet, daß ich ſelbſt beginne? Was hat mich davon zurückgehalten? Dieſelbe Scheu vielleicht, die ihr eine Frage verbot? Fürchten wir uns beide, daran zu rühren? — Das iſt wohl möglich. Und doch muß es endlich geſchehen; denn bis dahin bleibt etwas zwiſchen uns, was uns trennt. Und daß uns etwas trennt, peinigt mich mehr als alles andere.

✡

Nachmittag bin ich im Walde herumgeſchlendert, dieſelben Wege wie morgens mit ihr. Es war in mir eine Sehnſucht wie nach einer unendlich Geliebten. Am ſpäten Abend ging ich an ihrem Haus vorbei, nachdem ich ſie vergebens überall geſucht. Sie ſtand am Fenſter. Ich rief hinauf, wie ſie heute früh zu mir: „Kommen Sie nicht herunter?“

Sie ſagte, kühl, wie mir vorkam: „Ich bin müd'. Gute Nacht“ — und ſchloß das Fenſter.

In der Erinnerung erſcheint mir Friederike in zwei verſchiedenen Geſtalten. Meiſt ſeh' ich ſie als eine blaſſe, ſanfte Frau, die, mit einem weißen Morgenkleid angetan, im Garten ſitzt, wie eine Mutter zu mir iſt und mir die Wangen ſtreichelt. Hätte ich nur dieſe hier wiedergetroffen, ſo wäre meine Ruhe gewiß nicht geſtört worden und ich läge nachmittags unter den ſchattigen Buchen wie in den erſten Tagen meines Hierſeins.

Aber auch als eine völlig andere erſcheint ſie mir, wie ich ſie doch nur einmal geſehen; und das war in der letzten Stunde, die ich in der kleinen Stadt verbrachte.

Es war der Tag, an dem ich mein Abiturientenzeugnis bekommen hatte. Wie alle Tage hatte ich mit dem Profeſſor und ſeiner Frau zu Mittag geſpeiſt, und, da ich nicht zur Bahn begleitet werden wollte, hatten wir einander gleich beim Aufſtehen vom Tiſche Adieu geſagt. Ich empfand durchaus keine Rührung. Erſt wie ich in meinem kahlgeräumten Zimmer auf dem Bette ſaß, den gepackten Koffer zu meinen Füßen, und zu dem weit offenen Fenſter hinaus über das zarte Laub des

Gärtchens zu den weißen Wolken ſah, die regungslos über den Hügeln ſtanden, kam leicht, beinahe ſchmeichelnd, die Wehmut des Abſchiedes über mich. Plötzlich öffnete ſich die Tür. Friederike trat herein. Ich erhob mich raſch. Sie trat näher, lehnte ſich an den Tiſch, ſtützte beide Hände nach rückwärts auf deſſen Kante und ſah mich ernſt an. Ganz leiſe ſagte ſie: „Alſo heute?“ Ich nickte nur und fühlte das erſtemal ſehr tief, wie traurig es eigentlich war, daß ich von hier fort mußte. Sie ſchaute eine Weile zu Boden und ſchwieg. Dann erhob ſie den Kopf und kam näher auf mich zu. Sie legte beide Hände ganz leicht auf meine Haare, wie ſie es ja ſchon früher oft getan, aber ich wußte in dieſem Moment, daß es etwas anderes bedeutete als ſonſt. Dann ließ ſie ihre Hände langſam über meine Wangen heruntergleiten, und ihr Blick ruhte mit unendlicher Innigkeit auf mir. Sie ſchüttelte den Kopf mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, als könnte ſie irgend etwas nicht faſſen. „Mußt du denn ſchon heute weg?“ fragte ſie leiſe. — „Ja,“ ſagte ich. — „Auf immer?“ rief ſie aus. „Nein,“ antwortete ich. — „O ja,“ ſagte ſie mit ſchmerzlichem Zucken der Lippen, „es iſt auf immer. Wenn du uns auch einmal beſuchen wirſt... in zwei oder drei Jahren — heute gehſt du doch für immer von uns fort.“ — Sie ſagte das mit einer Zärtlichkeit, die gar nichts Mütterliches mehr hatte. Mich durchſchauerte es. Und plötzlich küßte ſie mich. Zuerſt dachte ich nur: das hat ſie ja nie getan. Aber als ihre Lippen ſich von den meinen gar nicht löſen wollten, verſtand ich, was dieſer Kuß zu bedeuten hatte. Ich war verwirrt und glücklich; ich hätte weinen mögen. Sie

hatte die Arme um meinen Hals geſchlungen, ich ſank, als wenn ſie mich hingedrängt hätte, in die Ecke des Divans; Friederike lag mir zu Füßen auf den Knien und zog meinen Mund zu dem ihren herab. Dann nahm ſie meine beiden Hände und vergrub ihr Geſicht darin. Ich flüſterte ihren Namen und ſtaunte, wie ſchön er war. Der Duft von ihren Haaren ſtieg zu mir auf; ich atmete ihn mit Entzücken ein... In dieſem Augenblicke — ich glaubte vor Schrecken ſtarr zu werden — öffnet ſich leiſe die Tür, die nur angelehnt war, und Friederikens Mann ſteht da. Ich will aufſchreien, bringe aber keinen Laut hervor. Ich ſtarre ihm ins Geſicht — ich kann nicht ſehen, ob ſich irgend etwas in ſeinem Ausdruck verändert — denn noch im ſelben Augenblick iſt er wieder verſchwunden und die Tür geſchloſſen. Ich will mich erheben, meine Hände befreien, auf denen noch immer Friederikens Antlitz ruht, will ſprechen, ſtoße mühſam wieder ihren Namen hervor — da ſpringt ſie ſelbſt mit einem Male auf — totenbleich — flüſtert mir beinahe gebieteriſch zu: „Schweig!“ und ſteht eine Sekunde lang regungslos da, das Geſicht der Türe zugewandt, als wolle ſie lauſchen. Dann öffnet ſie leicht und blickt durch die Spalte hinaus. Ich ſtehe atemlos. Jetzt öffnet ſie ganz, nimmt mich bei der Hand und flüſtert: „Geh, geh, raſch.“ Sie ſchiebt mich hinaus — ich ſchleiche raſch über den kleinen Gang bis zur Stiege, dann wende ich mich noch einmal um — und ſehe ſie an der Türe ſtehen, mit unſäglicher Angſt in den Mienen, und mit einer heftigen Handbewegung, die mir andeutet: fort! fort! Und ich ſtürze davon.

An das, was zunächſt geſchah, denke ich wie an einen tollen Traum. Ich bin zum Bahnhof geeilt, von tödlicher Angſt gepeinigt. Ich bin die Nacht durchgefahren und habe mich im Kupee ſchlaflos herumgewälzt. Ich bin zu Hauſe angekommen, habe erwartet, daß meine Eltern ſchon von allem unterrichtet ſeien und bin beinahe erſtaunt geweſen, als ſie mich mit Freundlichkeit und Freude empfingen. Dann habe ich noch tagelang in heftiger Erregung hingebracht, auf irgend etwas Schreckliches gefaßt; und jedes Klingeln an der Türe, jeder Brief machte mich zittern. Endlich kam eine Nachricht, die mich beruhigte: es war eine Karte von einem Schulkameraden, der in der kleinen Stadt zu Hauſe war, und der mir harmloſe Neuigkeiten und luſtige Grüße ſandte. Alſo, es war nichts Entſetzliches geſchehen, zum mindeſten war es zu keinem öffentlichen Skandal gekommen. Ich durfte glauben, daß ſich zwiſchen Mann und Frau alles im ſtillen abgeſpielt, daß er ihr verziehen, daß ſie bereut hatte.

Trotzdem lebte dieſes erſte Abenteuer in meiner Erinnerung anfangs als etwas Trauriges, beinahe Düſteres fort, und ich erſchien mir wie einer, der ohne Schuld den Frieden eines Hauſes vernichtet hat. Allmählich verſchwand dieſe Empfindung, und ſpäter erſt, als ich in neuen Erlebniſſen jene Stunde beſſer und tiefer verſtehen lernte, kam zuweilen eine ſeltſame Sehnſucht nach Friederike über mich — wie der Schmerz darüber, daß eine wunderbare Verheißung ſich nicht erfüllt hätte. Aber auch dieſe Sehnſucht ging vorüber, und ſo war es geſchehen, daß ich die junge Frau beinahe völlig vergeſſen hatte. — Nun aber iſt mit einemmal alles wieder

da, was jenes Geſchehnis damals zum Erlebnis machte; und alles iſt heftiger als damals, denn ich liebe Friederike.

✡

Heute ſcheint mir alles ſo klar, was mir noch in den letzten Tagen rätſelhaft geweſen iſt. Wir ſind ſpät abends am Strand geſeſſen, wir zwei allein; der Junge war ſchon zu Bette gebracht. Ich hatte ſie am Vormittag gebeten, zu kommen; ganz harmlos; nur von der nächtlichen Schönheit des Meeres hatte ich geſprochen, und wie wunderbar es wäre, wenn alles ganz ſtill ringsum, am Ufer zu ſein und in die große Dunkelheit hinauszublicken. Sie hatte nichts geſagt, aber ich wußte, daß ſie kommen würde. Und nun ſind wir am Strand geſeſſen, beinahe ſchweigend, unſere Hände ineinander geſchlungen, und ich fühlte, daß Friederike mir gehören mußte, wann ich wollte. Wozu über das Vergangene reden, dachte ich — und ich wußte, daß ſie von unſerem erſten Wiederſehen an ſo gedacht. Sind wir denn noch dieſelben, die wir damals waren? Wir ſind ſo leicht, ſo frei; die Erinnerungen flattern hoch über uns, wie ferne Sommervögel. Vielleicht hat ſie noch manches andere erlebt während der ſieben Jahre, wie ich; — was geht es mich an? Jetzt ſind wir Menſchen von heute und ſtreben zueinander. Sie war geſtern vielleicht eine Unglückliche, vielleicht eine Leichtſinnige; heute ſitzt ſie ſchweigend neben mir am Meer und hält meine Hand und ſehnt ſich, in meinen Armen zu ſein.

Langſam begleitete ich ſie die wenigen Schritte bis zu ihrem Hauſe. Lange ſchwarze Schatten warfen die Bäume längs der Straße.

„Wir wollen morgen früh eine Fahrt im Segelboot machen," ſagte ich.

„Ja," erwiderte ſie.

„Ich werde an der Brücke warten, um ſieben Uhr..."

„Wohin?" fragte ſie.

„Zu der Inſel drüben ... wo der Leuchtturm ſteht, ſehen Sie ihn?"

„O ja, das rote Licht. Iſt es weit?"

„Eine Stunde; — wir können ſehr bald zurück ſein."

„Gute Nacht," ſagte ſie und trat in die Hausflur.

Ich ging. — — In ein paar Tagen wirſt du mich vielleicht wieder vergeſſen haben, dachte ich, aber morgen iſt ein ſchöner Tag.

Ich war früher auf der Brücke als ſie. Das kleine Boot wartete; der alte Janſen hatte die Segel aufgeſpannt und rauchte, am Steuer ſitzend, ſeine Pfeife. Ich ſprang zu ihm hinein und ließ mich von den Wellen ſchaukeln. Ich ſchlürfte die Minuten der Erwartung ein wie einen Morgentrunk. Die Straße, auf die ich meinen Blick gerichtet hatte, war noch ganz menſchenleer. Nach einer Viertelſtunde erſchien Friederike. Schon von weitem ſah ich ſie, es ſchien mir, als ginge ſie raſcher als ſonſt: als ſie die Brücke betrat, erhob ich mich; jetzt erſt konnte ſie mich ſehen und grüßte mich mit einem Lächeln. Endlich war ſie am Ende der Brücke; ich reichte ihr die Hand und half ihr ins Boot. Janſen machte das Tau los, und unſer Schiff glitt davon. Wir ſaßen eng beieinander; ſie hing ſich in meinen Arm. Sie war ganz weiß gekleidet und ſah aus wie ein achtzehnjähriges Mädchen.

„Was gibt's auf dieſer Inſel zu ſehen?“ fragte ſie.

Ich mußte lächeln.

Sie errötete und ſagte: „Der Leuchtturm jedenfalls?“

„Vielleicht auch die Kirche,“ ſetzte ich dazu.

„Fragen Sie doch den Mann...“ Sie wies auf Janſen.

Ich fragte ihn. „Wie alt iſt die Kirche auf der Inſel?“

Aber er verſtand kein Wort deutſch; und ſo konnten wir uns nach dieſem Verſuch noch einſamer miteinander fühlen als früher.

„Dort drüben,“ ſagte ſie und wies mit den Augen hin — „iſt das auch eine Inſel?“

„Nein,“ antwortete ich, „das iſt Schweden ſelbſt, das Feſtland.“

„Das wär' noch ſchöner,“ ſagte ſie.

„Ja,“ erwiderte ich — „aber dort müßte man bleiben können... lang... immer —“

Wenn ſie mir jetzt geſagt hätte: Komm, wir wollen zuſammen in ein anderes Land und wollen nie wieder zurück — ich wäre darauf eingegangen. Wie wir ſo auf dem Boote hinglitten, von der reinen Luft umſpielt, den hellen Himmel über uns und um uns das glitzernde Waſſer, da ſchien es mir eine feſtliche Fahrt, wir ſelbſt ein königliches Paar, und alle früheren Bedingungen unſeres Daſeins abgefallen.

Bald konnten wir die kleinen Häuſer auf der Inſel unterſcheiden; die weiße Kirche auf dem Hügel, der ſich, allmählich anſteigend, der ganzen Inſel entlang hinzog, bot ſich in ſchärferen Umriſſen dar. Unſer Boot flog geradeswegs dem Ufer entgegen.

In unſerer Nähe zeigten ſich kleine Fiſcherkähne; einige, an denen die Ruder eingezogen waren, trieben läſſig auf dem Waſſer hin. Friederike hatte den Blick meiſt auf die Inſel gerichtet; aber ſie ſchaute nicht. In weniger als einer Stunde fuhren wir in den Hafen ein, der rings von einer hölzernen Brücke umſchloſſen war, ſo daß man ſich in einem kleinen Teich vermeinen konnte.

Ein paar Kinder ſtanden auf der Brücke. Wir ſtiegen aus und gingen langſam ans Ufer; die Kinder hinter uns; aber die verloren ſich bald. Das ganze Dorf lag vor uns; es beſtand aus höchſtens zwanzig Häuſern, die rings verſtreut waren. Wir ſanken faſt in den dünnen, braunen Sand ein, den das Waſſer hier angeſchwemmt hat. Auf einem ſonnbeglänzten freien Platz, der bis ans Meer hinunterreichte, hingen Netze, zum Trocknen ausgebreitet; ein paar Weiber ſaßen vor den Haustüren und flickten Netze. Nach hundert Schritten waren wir ganz allein. Wir waren auf einen ſchmalen Weg geraten, der uns von den Häuſern fort dem Ende der Inſel zuführte, wo der Leuchtturm ſtand. Zu unſerer Linken, durch ärmliches Ackerland, das immer ſchmäler wurde, von uns getrennt, lag das Meer; zu unſerer Rechten ſtieg der Hügel an, auf deſſen Kamm wir den Weg zur Kirche laufen ſahen, die in unſerem Rücken war. Über all dem lag ſchwer die Sonne und das Schweigen. — Friederike und ich hatten die ganze Zeit über nichts geſprochen. Ich fühlte auch kein Verlangen danach; mir war unendlich wohl, ſo mit ihr in der großen Stille hinzuwandeln.

Aber ſie begann zu ſprechen.

„Heute vor acht Tagen ...“ ſagte ſie.

„Nun —?“

„Da hab' ich noch nichts gewußt ... noch nicht einmal, wohin ich reiſen werde.“

Ich antwortete nichts.

„Ah, iſt's da ſchön,“ rief ſie aus und ergriff meine Hand.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen; am liebſten hätte ich ſie in meine Arme geſchloſſen und auf die Augen geküßt.

„Ja?“ fragte ich leiſe.

Sie ſchwieg und wurde eher ernſt.

Wir waren bis zu dem Häuschen gekommen, das an den Leuchtturm angebaut war; hier endete der Weg; wir mußten umkehren. Ein ſchmaler Feldweg führte ziemlich ſteil den Hügel hinan. Ich zögerte.

„Kommen Sie,“ ſagte ſie.

Wie wir jetzt gingen, hatten wir die Kirche im Auge. Ihr näherten wir uns. Es war ſehr warm. Ich legte meinen Arm um Friederikens Hals; ſie mußte ganz nahe bei mir bleiben, wenn ſie nicht abgleiten wollte. Ich berührte mit der Hand ihre heißen Wangen.

„Warum haben wir eigentlich die ganze Zeit nichts von Ihnen gehört?“ fragte ſie plötzlich — „ich wenigſtens,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie zu mir aufſchaute.

„Warum,“ wiederholte ich befremdet.

„Nun ja!“

„Wie konnte ich denn?“

„O darum,“ ſagte ſie. „Waren Sie denn verletzt?“

Ich war zu ſehr erſtaunt, um etwas erwidern zu können.

„Nun, was haben Sie ſich eigentlich gedacht?“

„Was ich mir —“

„Ja — — oder erinnern Sie ſich gar nicht mehr?“

„Gewiß, ich erinnere mich. Warum ſprechen Sie jetzt davon?“

„Ich wollte Sie ſchon lange fragen,“ ſagte ſie.

„So ſprechen Sie,“ erwiderte ich tief bewegt.

„Sie haben es für eine Laune gehalten“ — „o gewiß!“ ſetzte ſie lebhaft hinzu, als ſie merkte, daß ich etwas entgegnen wollte — „aber ich ſage Ihnen, es war keine. Ich habe mehr gelitten in jenem Jahre, als ein Menſch weiß.“

„In welchem?“

„Nun ... als Sie bei uns ... Warum fragen Sie das? — Anfangs habe ich mir ſelbſt ... Aber warum erzähle ich Ihnen das?“

Ich faßte heftig ihren Arm. „Erzählen Sie ... ich bitte Sie ... ich habe Sie ja lieb.“

„Und ich dich,“ rief ſie plötzlich aus; nahm meine beiden Hände und küßte ſie — „immer — immer.“

„Ich bitte dich, erzähle mir weiter,“ ſagte ich; „und alles, alles ...“

Sie ſprach, während wir langſam den Feldweg in der Sonne weiterſchritten.

„Anfangs habe ich mir ſelbſt geſagt: er iſt ein Kind ... wie eine Mutter habe ich ihn gern. Aber je näher die Stunde kam, um die Sie abreiſen ſollten ...“

Sie unterbrach ſich eine Weile, dann ſprach ſie weiter:

„Und endlich war die Stunde da. — Ich habe nicht zu dir wollen — ich weiß nicht, was mich hinaufgetrieben hat. Und wie ich ſchon bei dir war, hab' ich dich auch nicht küſſen wollen — aber ..."

„Weiter, weiter," ſagte ich.

„Und dann hab' ich dir plötzlich geſagt, daß du gehen ſollſt — du haſt wohl gemeint, das Ganze war eine Komödie, nicht wahr?"

„Ich verſtehe dich nicht."

„Das habe ich die ganze Zeit gedacht. Ich habe dir ſogar ſchreiben wollen ... Aber wozu? ... Alſo ... der Grund, daß ich dich weggeſchickt habe, war ... Ich hatte mit einem Male Angſt bekommen."

„Das weiß ich."

„Wenn du das weißt — warum hab' ich nie wieder von dir gehört?" rief ſie lebhaft aus.

„Warum haſt du Angſt bekommen?" fragte ich, allmählich verſtehend.

„Weil ich glaubte, es wäre jemand in der Nähe."

„Du glaubteſt? Wie kam das?"

„Ich meinte Schritte auf dem Gang zu hören. Das war's. Schritte! Ich dachte, er wär' es ... Da hat mich die Furcht gepackt — denn es wäre entſetzlich geweſen, wenn er — oh, ich will gar nicht daran denken. — Aber niemand war da — niemand. Erſt ſpät am Abend iſt er nach Hauſe gekommen, du warſt längſt, längſt fort." —

Während ſie das erzählte, fühlte ich, wie irgend etwas in meinem Innern erſtarrte. Und als ſie geendet hatte, ſchaute ich ſie an, als müßte ich ſie fragen: Wer biſt du? — Ich wandte mich unwillkürlich nach dem Hafen, wo ich die Segel unſeres

Bootes glänzen ſah, und ich dachte: Wie lange, wie unendlich lange iſt es her, daß wir auf dieſe Inſel gekommen ſind? Denn ich bin mit einer Frau hier gelandet, die ich geliebt habe, und jetzt geht eine Fremde an meiner Seite. Es war mir unmöglich, auch nur ein Wort zu ſprechen. Sie merkte es kaum; ſie hatte ſich in meinen Arm gehängt und hielt es wohl für zärtliches Schweigen. Ich dachte an ihn. Er hat es ihr alſo nie geſagt! Sie weiß es nicht, ſie hat es nie gewußt, daß er ſie zu meinen Füßen liegen ſah. Er hat ſich damals von der Tür wieder davongeſchlichen und iſt erſt ſpäter ... ſtundenlang ſpäter zurückgekommen und hat ihr nichts geſagt! Und er hat die ganzen Jahre an ihrer Seite weitergelebt, ohne ſich mit einem Worte zu verraten! Er hat ihr verziehen — und ſie hat es nicht gewußt!

Wir waren in der Nähe der Kirche angelangt; kaum zehn Schritte vor uns lag ſie. Hier bog ein ſteiler Weg ab, der in wenigen Minuten ins Dorf führen mußte. Ich ſchlug ihn ein. Sie folgte mir.

„Gib mir die Hand," ſagte ſie, „ich gleite aus." Ich reichte ſie ihr, ohne mich umzuwenden. „Was haſt du denn?" fragte ſie. Ich konnte nichts antworten und drückte ihr nur heftig die Hand, was ſie zu beruhigen ſchien. Dann ſagte ich, nur um etwas zu reden: „Es iſt ſchade, wir hätten die Kirche beſichtigen können." — Sie lachte: „An der ſind wir ja vorüber, ohne es zu merken!"

„Wollen Sie zurück?" fragte ich.

„O nein, ich freue mich, bald wieder im Boot zu ſitzen. Einmal möchte ich mit Ihnen allein ſo eine Segelpartie machen, ohne dieſen Mann."

„Ich verſtehe mich nicht auf Segeln.“

„Oh,“ ſagte ſie und hielt inne, als wäre ihr plötzlich etwas eingefallen, was ſie doch nicht ſagen wollte. — Ich fragte nicht. Bald waren wir auf der Brücke. Das Boot lag bereit. Die Kinder waren wieder da, die uns beim Kommen begrüßt hatten. Sie ſahen uns mit großen blauen Augen an. Wir ſegelten ab. Das Meer war ruhiger geworden; wenn man die Augen ſchloß, merkte man kaum, daß man ſich in Bewegung befand.

„Zu meinen Füßen ſollen Sie liegen,“ ſagte Friederike, und ich ſtreckte mich auf dem Boden des Kahnes aus, legte meinen Kopf auf den Schoß Friederikens. Es war mir recht, daß ich ihr nicht ins Geſicht ſehen mußte. Sie ſprach, und mir war, als klänge es aus weiter Ferne. Ich verſtand alles und konnte doch zugleich meine Gedanken weiter denken.

Mir ſchauerte vor ihr.

„Heute abend fahren wir zuſammen aufs Meer hinaus,“ ſagte ſie.

Etwas Geſpenſtiſches ſchien mir um ſie zu gleiten.

„Heut abend aufs Meer,“ wiederholte ſie langſam, „auf einem Ruderboot. Rudern kannſt du doch?“

„Ja,“ ſagte ich. Mir ſchauerte vor dem tiefen Verzeihen, das ſie ſchweigend umhüllte, ohne daß ſie es wußte.

Sie ſprach weiter. „Wir werden uns ins Meer hinaustreiben laſſen — und werden allein ſein. — Warum redeſt du nicht?“ fragte ſie.

„Ich bin glücklich,“ ſagte ich.

Mir ſchauerte vor dem ſtummen Schickſal, das ſie ſeit ſo vielen Jahren erlebt, ohne es zu ahnen.

Wir glitten hin.

Einen Augenblick fuhr es mir durch den Sinn: Sag' es ihr. Nimm dieſes Unheimliche von ihr; dann wird ſie wieder ein Weib ſein für dich wie andere, und du wirſt ſie begehren. Aber ich durfte es nicht ſagen. — Wir legten an.

Ich ſprang aus dem Boot; half ihr beim Ausſteigen.

„Der Bub wird ſich ſchon nach mir ſehnen. Ich muß raſch gehen. Laſſen Sie mich jetzt allein."

Es war lebhaft am Strand; ich merkte, daß wir von einigen Leuten beobachtet wurden.

„Und heute abend," ſagte ſie, „um neun bin ich... Aber, was haſt du denn?"

„Ich bin ſehr glücklich," ſagte ich.

„Heute abend," ſagte ſie, „um neun Uhr bin ich hier am Strand, bin ich bei dir. — Auf Wiederſehen!"

Und ſie eilte davon.

„Auf Wiederſehen!" ſagte auch ich und blieb ſtehen. — Aber ich werde ſie nie wiederſehen.

Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, bin ich ſchon weit fort — weiter mit jeder Sekunde; ich ſchreibe ſie in einem Kupee des Eiſenbahnzuges, der vor einer Stunde von Kopenhagen abgefahren iſt. Eben iſt es neun. Jetzt ſteht ſie am Strande und wartet auf mich. Wenn ich die Augen ſchließe, ſehe ich die Geſtalt vor mir. Aber es iſt nicht eine Frau, die dort am Ufer im Halbdunkel hin und her wandelt — ein Schatten gleitet auf und ab.

Die dreifache Warnung

Im Duft des Morgens, umſtrahlt von Himmelsbläue, wanderte ein Jüngling den winkenden Bergen zu und fühlte ſein frohes Herz mit allen Pulſen der Welt in gleicher Welle ſchlagen. Unbedroht und frei trug ihn ſein Weg viele Stunden lang über das offene Land, bis mit einem Male, an eines Waldes Eingang, rings um ihn, nah und fern zugleich, unbegreiflich, eine Stimme klang: „Geh nicht durch dieſen Wald, Jüngling, es ſei denn, du wollteſt einen Mord begehen.“ Betroffen blieb der Jüngling ſtehen, blickte nach allen Seiten, und da nirgends ein lebendiges Weſen zu entdecken war, erkannte er, daß ein Geiſt zu ihm geſprochen hatte. Seine Kühnheit aber lehnte ſich auf, ſo dunklem Zuruf gehorſam zu ſein, und, den Gang nur wenig mäßigend, ſchritt er unbeirrt vorwärts, doch mit angeſpannten Sinnen, den unbekannten Feind rechtzeitig zu erſpähen, den ihm jene Warnung verkündigen mochte. Niemand begegnete ihm, kein verdächtiges Geräuſch ward vernehmbar, und unangefochten trat der Jüngling bald aus den ſchweren Schatten der Bäume ins Freie. Unter den letzten breiten Äſten ließ er zu kurzer Raſt ſich nieder und ſendete den Blick über eine weite Wieſe hin, den Bergen zu, aus denen ſchon mit ſtrengem Umriß ein ſtarrer Gipfel als letztes hohes Ziel ſich aufrichtete. Kaum aber hatte der Jüngling ſich wieder

erhoben, als ſich zum zweitenmal die unbegreifliche Stimme vernehmen ließ, rings um ihn, zugleich nah und fern, doch beſchwörender als das erſtemal: „Geh nicht über dieſe Wieſe, Jüngling, es ſei denn, du wollteſt Verderben bringen über dein Vaterland.“ Auch dieſer neuen Warnung zu achten, verbot dem Jüngling ſein Stolz, ja, er lächelte des leeren Wortſchwalls, der geheimnisvollen Sinnes ſich brüſten wollte, und eilte vorwärts, im Innern ungewiß, ob Ungeduld oder Unruhe ihm den Schritt beflügelte. Feuchte Abendnebel dunſteten in der Ebene, als er endlich der Felswand gegenüberſtand, die zu bezwingen er ſich vorgenommen. Doch kaum hatte er den Fuß auf das kahle Geſtein geſetzt, ſo tönte es, unbegreiflich, nah und fern zugleich, drohender als zuvor um ihn: „Nicht weiter, Jüngling, es ſei denn, du wollteſt den Tod erleiden.“ Nun ſandte der Jüngling ein überlautes Lachen in die Lüfte und ſetzte ohne Zögern und ohne Haſt ſeine Wanderung fort. Je ſchwindelnder ihn der Pfad emportrug, um ſo freier fühlte er ſeine Bruſt ſich weiten, und auf der kühn erklommenen Spitze umglühte der letzte Glanz des Tages ſein Haupt. „Hier bin ich!“ rief er mit erlöſter Stimme. „War dies eine Prüfung, guter oder böſer Geiſt, ſo hab' ich ſie beſtanden. Kein Mord belaſtet meine Seele, ungekränkt in der Tiefe ſchlummert mir die geliebte Heimat, und ich lebe. Und wer du auch ſein magſt, ich bin ſtärker als du, denn ich habe dir nicht geglaubt und tat recht daran.“

Da rollte es wie Ungewitter von den fernſten Wänden und immer näher heran: „Jüngling, du irrſt!“ und die Donnergewalt der Worte warf den Wanderer nieder.

Der aber ſtreckte ſich auf den ſchmalen Grat der Länge nach hin, als wäre es eben ſeine Abſicht geweſen, hier auszuruhen, und mit ſpöttiſchem Zucken der Mundwinkel ſprach er wie vor ſich hin: „So hätt' ich wirklich einen Mord begangen und hab' es gar nicht gemerkt?“

Und es brauſte um ihn: „Dein achtloſer Schritt hat einen Wurm zertreten.“

Gleichgültig erwiderte der Jüngling: „Alſo weder ein guter noch ein böſer Geiſt ſprach zu mir, ſondern ein witziger Geiſt. Ich habe nicht gewußt, daß auch derlei um uns Sterbliche in den Lüften ſchwebt.“

Da grollte es rings im fahlen Dämmerſchein der Höhe: „So biſt du derſelbe nicht mehr, der heut morgens ſein Herz mit allen Pulſen der Welt in gleicher Welle ſchlagen fühlte, daß dir ein Leben gering erſcheint, von deſſen Luſt und Grauen kein Wiſſen in deine taube Seele dringt?“

„Iſt es ſo gemeint?“ entgegnete der Jüngling ſtirnrunzelnd, „ſo bin ich hundert- und tauſendfach ſchuldig, wie andere Sterbliche auch, deren achtloſer Schritt unzähliges kleines Getier immer und immer wieder ohne böſe Abſicht vernichtet.“

„Um des einen willen aber warſt du gewarnt. Weißt du, wozu gerade dieſer Wurm beſtimmt war im unendlichen Lauf des Werdens und Geſchehens?“

Geſenkten Hauptes erwiderte der Jüngling: „Da ich das weder weiß noch wiſſen kann, ſo ſei dir denn in Demut zugeſtanden, daß ich auf meiner Waldeswanderung unter vielen anderen auch gerade den Mord begangen habe, den zu verhüten dein Wille war. Aber wie ich es angeſtellt habe, auf meinem

Wieſenweg Unheil über mein Vaterland zu bringen, das zu hören, bin ich wirklich begierig."

„Sahſt du den bunten Schmetterling," raunte es um ihn, „Jüngling, der eine Weile zu deiner Rechten flatterte?"

„Viele ſah ich wohl, auch den, den du meinen magſt."

„Viele ſahſt du! Manche trieb deiner Lippen Hauch ab von ihrer Bahn; den aber, den ich meine, jagte dein wilder Atem oſtwärts, und ſo flatterte er meilenweit immer weiter, bis über die goldenen Gitterſtäbe, die den königlichen Park umſchließen. Von dieſem Schmetterling aber wird die Raupe ſtammen, die übers Jahr an heißem Sommernachmittag über der jungen Königin weißen Nacken kriechen und ſie ſo jäh aus ihrem Schlummer wecken wird, daß ihr das Herz im Leib erſtarren und die Frucht ihres Schoßes hinſiechen muß. Und ſtatt des rechtmäßigen, um ſein Daſein betrogenen Sproſſen erbt des Königs Bruder das Reich; tückiſch, laſterhaft und grauſam, wie er geſchaffen, ſtürzt er das Volk in Verzweiflung, Empörung und endlich, zu eigener Rettung, in Kriegswirrnis, deiner geliebten Heimat zum unermeßlichen Verderben. An all dem trägt kein anderer Schuld als du, Jüngling, deſſen wilder Hauch den bunten Schmetterling auf jener Wieſe oſtwärts über goldene Gitterſtäbe in den Park des Königs trieb."

Der Jüngling zuckte die Achſeln: „Daß all dies eintreffen kann, ſo wie du vorausſagſt, unſichtbarer Geiſt, wie vermöcht' ich es zu leugnen, da ja auf Erden immer eins aus dem anderen folgt, gar oft Ungeheueres aus Kleinem und Kleines wieder aus

Ungeheurem? Aber was ſoll mich veranlaſſen, gerade dieſer Prophezeiung zu trauen, da jene andere ſich nicht erfüllte, die mir für meinen Felſenaufſtieg den Tod angedroht hat?"

„Wer hier emporſtieg," ſo klang es furchtbar um ihn, „der muß auch wieder hinab, wenn es ihn gelüſtet, weiter unter den Lebendigen zu wandeln. Haſt du das bedacht?"

Da erhob ſich der Jüngling jäh, als wär' er gewillt, augenblicks den rettenden Rückweg anzutreten. Doch als er mit plötzlichem Grauen der undurchdringlichen Nacht inne ward, die ihn umgab, begriff er, daß er zu ſo verwegenem Beginnen des Lichts bedurfte; und um ſeiner klaren Sinne für den Morgen gewiß zu ſein, ſtreckte er ſich wieder hin auf den ſchmalen Grat und ſehnte mit Inbrunſt den ſtärkenden Schlaf herbei. Doch ſo regungslos er dalag, Gedanken und Sinne blieben ihm wach, ſchmerzlich geöffnet die müden Lider, und ahnungsvolle Schauer rannen ihm durch Herz und Adern. Der ſchwindelnde Abgrund ſtand ihm immer und immer vor Augen, der ihm den einzigen Weg ins Leben zurück bedeutete; er, der ſonſt ſeines Schrittes ſich überall ſicher gedünkt hatte, fühlte in ſeiner Seele nie gekannte Zweifel aufbeben und immer peinvoller wühlen, bis er ſie nicht länger ertragen konnte und beſchloß, lieber gleich das Unvermeidliche zu wagen, als in Qual der Ungewißheit den Tag zu erwarten. Und wieder erhob er ſich zu dem vermeſſenen Verſuch, ohne den Segen der Helle, nur mit ſeinem taſtenden Tritt des gefährlichen Weges Meiſter zu werden. Kaum aber hatte er den Fuß in die Finſternis geſetzt, ſo war ihm wie ein un-

widerrufliches Urteil bewußt, daß ſich nun in kürzeſter Friſt ſein geweisſagtes Schickſal erfüllen mußte. Und in düſterem Zorn rief er in die Lüfte: „Unſichtbarer Geiſt, der mich dreimal gewarnt, dem ich dreimal nicht geglaubt habe und dem ich nun doch als dem Stärkeren mich beuge — ehe du mich vernichteſt, gib dich mir zu erkennen.“

Und es klang durch die Nacht, umklammernd nah und unergründlich fern zugleich: „Erkannt hat mich kein Sterblicher noch, der Namen hab' ich viele. Beſtimmung nennen mich die Abergläubiſchen, die Toren Zufall und die Frommen Gott. Denen aber, die ſich die Weiſen dünken, bin ich die Kraft, die am Anfang aller Tage war und weiter wirkt unaufhaltſam in die Ewigkeit durch alles Geſchehen.“

„So fluch' ich dir in meinem letzten Augenblick,“ rief der Jüngling, mit der Bitterkeit des Todes im Herzen. „Denn biſt du die Kraft, die am Anfang aller Tage war und weiter wirkt in die Ewigkeit durch alles Geſchehen, dann mußte ja all dies kommen, wie es kam, dann mußt' ich den Wald durchſchreiten, um einen Mord zu begehen, mußte über dieſe Wieſe wandern, um mein Vaterland zu verderben, mußte den Felſen erklimmen, um meinen Untergang zu finden — deiner Warnung zum Trotz. Warum alſo war ich verurteilt, ſie zu hören, dreimal, die mir doch nichts nützen durfte? Mußte auch dies ſein? Und warum, o Hohn über allem Hohn, muß ich noch im letzten Augenblick mein ohnmächtiges Warum dir entgegenwimmern?“

Da war dem Jüngling, als fliehe an den Rändern des unſichtbaren Himmels, von ungeheurer Antwort ſchwer und ernſt, ein unbegreif-

liches Lachen hin. Doch wie er verſuchte, ins Weite zu horchen, wankte und glitt der Boden unter ſeinem Fuß; und ſchon ſtürzte er hinab, tiefer als Millionen Abgründe tief — in ein Dunkel, darin alle Nächte lauerten, die gekommen ſind und kommen werden vom Anbeginn bis zum Ende der Welten.

Der blinde Geronimo und ſein Bruder

Der blinde Geronimo ſtand von der Bank auf und nahm die Gitarre zur Hand, die auf dem Tiſch neben dem Weinglaſe bereitgelegen war. Er hatte das ferne Rollen der erſten Wagen vernommen. Nun taſtete er ſich den wohlbekannten Weg bis zur offenen Tür hin, und dann ging er die ſchmalen Holzſtufen hinab, die frei in den gedeckten Hofraum hinunterliefen. Sein Bruder folgte ihm, und beide ſtellten ſich gleich neben der Treppe auf, den Rücken zur Wand gekehrt, um gegen den naßkalten Wind geſchützt zu ſein, der über den feuchtſchmutzigen Boden durch die offenen Tore ſtrich.

Unter dem düſteren Bogen des alten Wirtshauſes mußten alle Wagen paſſieren, die den Weg über das Stilfſerjoch nahmen. Für die Reiſenden, welche von Italien her nach Tirol wollten, war es die letzte Raſt vor der Höhe. Zu langem Aufenthalte lud es nicht ein, denn gerade hier lief die Straße ziemlich eben, ohne Ausblicke, zwiſchen kahlen Erhebungen hin. Der blinde Italiener und ſein Bruder Carlo waren in den Sommermonaten hier ſo gut wie zu Hauſe.

Die Poſt fuhr ein, bald darauf kamen andere Wagen. Die meiſten Reiſenden blieben ſitzen, in Plaids und Mäntel wohl eingehüllt, andere ſtiegen aus und ſpazierten zwiſchen den Toren ungeduldig hin und her. Das Wetter wurde immer ſchlechter,

ein kalter Regen klatſchte herab. Nach einer Reihe ſchöner Tage ſchien der Herbſt plötzlich und allzu früh hereinzubrechen.

Der Blinde ſang und begleitete ſich dazu auf der Gitarre; er ſang mit einer ungleichmäßigen, manchmal plötzlich aufkreiſchenden Stimme, wie immer, wenn er getrunken hatte. Zuweilen wandte er den Kopf wie mit einem Ausdruck vergeblichen Flehens nach oben. Aber die Züge ſeines Geſichtes mit den ſchwarzen Bartſtoppeln und den bläulichen Lippen blieben vollkommen unbeweglich. Der ältere Bruder ſtand neben ihm, beinahe regungslos. Wenn ihm jemand eine Münze in den Hut fallen ließ, nickte er Dank und ſah dem Spender mit einem raſchen, wie irren Blick ins Geſicht. Aber gleich, beinahe ängſtlich, wandte er den Blick wieder fort und ſtarrte gleich dem Bruder ins Leere. Es war, als ſchämten ſich ſeine Augen des Lichts, das ihnen gewährt war, und von dem ſie dem blinden Bruder keinen Strahl ſchenken konnten.

„Bring mir Wein," ſagte Geronimo, und Carlo ging, gehorſam wie immer. Während er die Stufen aufwärts ſchritt, begann Geronimo wieder zu ſingen. Er hörte längſt nicht mehr auf ſeine eigene Stimme, und ſo konnte er auf das merken, was in ſeiner Nähe vorging. Jetzt vernahm er ganz nahe zwei flüſternde Stimmen, die eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Er dachte, wie oft dieſe beiden ſchon den gleichen Weg hin und her gegangen ſein mochten; denn in ſeiner Blindheit und in ſeinem Rauſch war ihm manchmal, als kämen Tag für Tag dieſelben Menſchen über das Joch gewandert, bald von Norden gegen Süden, bald von Süden gegen

Norden. Und ſo kannte er auch dieſes junge Paar ſeit langer Zeit.

Carlo kam herab und reichte Geronimo ein Glas Wein. Der Blinde ſchwenkte es dem jungen Paare zu und ſagte: „Ihr Wohl, meine Herrſchaften!“

„Danke,“ ſagte der junge Mann; aber die junge Frau zog ihn fort, denn ihr war dieſer Blinde unheimlich.

Jetzt fuhr ein Wagen mit einer ziemlich lärmenden Geſellſchaft ein: Vater, Mutter, drei Kinder, eine Bonne.

„Deutſche Familie,“ ſagte Geronimo leiſe zu Carlo.

Der Vater gab jedem der Kinder ein Geldſtück, und jedes durfte das ſeine in den Hut des Bettlers werfen. Geronimo neigte jedesmal den Kopf zum Dank. Der älteſte Knabe ſah dem Blinden mit ängſtlicher Neugier ins Geſicht. Carlo betrachtete den Knaben. Er mußte, wie immer beim Anblick ſolcher Kinder, daran denken, daß Geronimo gerade ſo alt geweſen war, als das Unglück geſchah, durch das er das Augenlicht verloren hatte. Denn er erinnerte ſich jenes Tages auch heute noch, nach beinahe zwanzig Jahren, mit vollkommener Deutlichkeit. Noch heute klang ihm der grelle Kinderſchrei ins Ohr, mit dem der kleine Geronimo auf den Raſen hingeſunken war, noch heute ſah er die Sonne auf der weißen Gartenmauer ſpielen und kringeln und hörte die Sonntagsglocken wieder, die gerade in jenem Augenblick getönt hatten. Er hatte wie oftmals mit dem Bolzen nach der Eſche an der Mauer geſchoſſen, und als er den Schrei hörte, dachte er gleich, daß er den kleinen Bruder verletzt haben

mußte, der eben vorbeigelaufen war. Er ließ das Blasrohr aus den Händen gleiten, ſprang durchs Fenſter in den Garten und ſtürzte zu dem kleinen Bruder hin, der auf dem Graſe lag, die Hände vors Geſicht geſchlagen, und jammerte. Über die rechte Wange und den Hals floß ihm Blut herunter. In derſelben Minute kam der Vater vom Felde heim, durch die kleine Gartentür, und nun knieten beide ratlos neben dem jammernden Kinde. Nachbarn eilten herbei; die alte Vanetti war die erſte, der es gelang, dem Kleinen die Hände vom Geſicht zu entfernen. Dann kam auch der Schmied, bei dem Carlo damals in der Lehre war und der ſich ein bißchen aufs Kurieren verſtand; und der ſah gleich, daß das rechte Auge verloren war. Der Arzt, der abends aus Poſchiavo kam, konnte auch nicht mehr helfen. Ja, er deutete ſchon die Gefahr an, in der das andere Auge ſchwebte. Und er behielt recht. Ein Jahr ſpäter war die Welt für Geronimo in Nacht verſunken. Anfangs verſuchte man, ihm einzureden, daß er ſpäter geheilt werden könnte, und er ſchien es zu glauben. Carlo, der die Wahrheit wußte, irrte damals tage- und nächtelang auf der Landſtraße, zwiſchen den Weinbergen und in den Wäldern umher, und war nahe daran, ſich umzubringen. Aber der geiſtliche Herr, dem er ſich anvertraute, klärte ihn auf, daß es ſeine Pflicht war, zu leben und ſein Leben dem Bruder zu widmen. Carlo ſah es ein. Ein ungeheures Mitleid ergriff ihn. Nur wenn er bei dem blinden Jungen war, wenn er ihm die Haare ſtreicheln, ſeine Stirne küſſen durfte, ihm Geſchichten erzählte, ihn auf den Feldern hinter dem Hauſe und zwiſchen den Reben-

geländen ſpazieren führte, milderte ſich ſeine Pein. Er hatte gleich anfangs die Lehrſtunden in der Schmiede vernachläſſigt, weil er ſich von dem Bruder gar nicht trennen mochte, und konnte ſich nachher nicht mehr entſchließen, ſein Handwerk wieder aufzunehmen, trotzdem der Vater mahnte und in Sorge war. Eines Tages fiel es Carlo auf, daß Geronimo vollkommen aufgehört hatte, von ſeinem Unglück zu reden. Bald wußte er, warum: der Blinde war zur Einſicht gekommen, daß er nie den Himmel, die Hügel, die Straßen, die Menſchen, das Licht wieder ſehen würde. Nun litt Carlo noch mehr als früher, ſo ſehr er ſich auch ſelbſt damit zu beruhigen ſuchte, daß er ohne jede Abſicht das Unglück herbeigeführt hatte. Und manchmal, wenn er am frühen Morgen den Bruder betrachtete, der neben ihm ruhte, ward er von einer ſolchen Angſt erfaßt, ihn erwachen zu ſehen, daß er in den Garten hinauslief, nur um nicht dabei ſein zu müſſen, wie die toten Augen jeden Tag von neuem das Licht zu ſuchen ſchienen, das ihnen für immer erloſchen war. Zu jener Zeit war es, daß Carlo auf den Einfall kam, Geronimo, der eine angenehme Stimme hatte, in der Muſik weiter ausbilden zu laſſen. Der Schullehrer von Tola, der manchmal Sonntags herüberkam, lehrte ihn die Gitarre ſpielen. Damals ahnte der Blinde freilich noch nicht, daß die neuerlernte Kunſt einmal zu ſeinem Lebensunterhalt dienen würde.

Mit jenem traurigen Sommertag ſchien das Unglück für immer in das Haus des alten Lagardi eingezogen zu ſein. Die Ernte mißriet ein Jahr nach dem anderen, um eine kleine Geldſumme, die der

Alte erſpart hatte, wurde er von einem Verwandten betrogen; und als er an einem ſchwülen Auguſttag auf freiem Felde vom Schlag getroffen hinſank und ſtarb, hinterließ er nichts als Schulden. Das kleine Anweſen wurde verkauft, die beiden Brüder waren obdachlos und arm und verließen das Dorf.

Carlo war zwanzig, Geronimo fünfzehn Jahre alt. Damals begann das Bettel- und Wanderleben, das ſie bis heute führten. Anfangs hatte Carlo daran gedacht, irgendeinen Verdienſt zu finden, der zugleich ihn und den Bruder ernähren könnte; aber es wollte nicht gelingen. Auch hatte Geronimo nirgends Ruhe; er wollte immer auf dem Wege ſein.

Zwanzig Jahre war es nun, daß ſie auf Straßen und Päſſen herumzogen, im nördlichen Italien und im ſüdlichen Tirol, immer dort, wo eben der dichtere Zug der Reiſenden vorüberſtrömte.

Und wenn auch Carlo nach ſo vielen Jahren nicht mehr die brennende Qual verſpürte, mit der ihn früher jedes Leuchten der Sonne, der Anblick jeder freundlichen Landſchaft erfüllt hatte, es war doch ein ſtetes nagendes Mitleid in ihm, beſtändig und ihm unbewußt, wie der Schlag ſeines Herzens und ſein Atem. Und er war froh, wenn Geronimo ſich betrank.

Der Wagen mit der deutſchen Familie war davongefahren. Carlo ſetzte ſich, wie er gern tat, auf die unterſten Stufen der Treppe, Geronimo aber blieb ſtehen, ließ die Arme ſchlaff herabhängen und hielt den Kopf nach oben gewandt.

Maria, die Magd, kam aus der Wirtsſtube.

„Habt's viel verdient heut?“ rief ſie herunter.

Carlo wandte ſich gar nicht um. Der Blinde

bückte ſich nach ſeinem Glas, hob es vom Boden auf und trank es Maria zu. Sie ſaß manchmal abends in der Wirtsſtube neben ihm; er wußte auch, daß ſie ſchön war.

Carlo beugte ſich vor und blickte gegen die Straße hinaus. Der Wind blies, und der Regen praſſelte, ſo daß das Rollen des nahenden Wagens in den heftigen Geräuſchen unterging. Carlo ſtand auf und nahm wieder ſeinen Platz an des Bruders Seite ein.

Geronimo begann zu ſingen, ſchon während der Wagen einfuhr, in dem nur ein Paſſagier ſaß. Der Kutſcher ſpannte die Pferde eilig aus, dann eilte er hinauf in die Wirtsſtube. Der Reiſende blieb eine Weile in ſeiner Ecke ſitzen, ganz eingewickelt in einen grauen Regenmantel; er ſchien auf den Geſang gar nicht zu hören. Nach einer Weile aber ſprang er aus dem Wagen und lief mit großer Haſt hin und her, ohne ſich weit vom Wagen zu entfernen. Er rieb immerfort die Hände aneinander, um ſich zu erwärmen. Jetzt erſt ſchien er die Bettler zu bemerken. Er ſtellte ſich ihnen gegenüber und ſah ſie lange wie prüfend an. Carlo neigte leicht den Kopf, wie zum Gruße. Der Reiſende war ein ſehr junger Menſch mit einem hübſchen, bartloſen Geſicht und unruhigen Augen. Nachdem er eine ganze Weile vor den Bettlern geſtanden, eilte er wieder zu dem Tore, durch das er weiterfahren ſollte, und ſchüttelte bei dem troſtloſen Ausblick in Regen und Nebel verdrießlich den Kopf.

„Nun?“ fragte Geronimo.

„Noch nichts,“ erwiderte Carlo. „Er wird wohl geben, wenn er fortfährt.“

Der Reiſende kam wieder zurück und lehnte ſich an die Deichſel des Wagens. Der Blinde begann zu ſingen. Nun ſchien der junge Mann plötzlich mit großem Intereſſe zuzuhören. Der Knecht erſchien und ſpannte die Pferde wieder ein. Und jetzt erſt, als beſänne er ſich eben, griff der junge Mann in die Taſche und gab Carlo einen Frank.

„O danke, danke," ſagte dieſer.

Der Reiſende ſetzte ſich in den Wagen und wickelte ſich wieder in ſeinen Mantel. Carlo nahm das Glas vom Boden auf und ging die Holzſtufen hinauf. Geronimo ſang weiter. Der Reiſende beugte ſich zum Wagen heraus und ſchüttelte den Kopf mit einem Ausdruck von Überlegenheit und Traurigkeit zugleich. Plötzlich ſchien ihm ein Einfall zu kommen, und er lächelte. Dann ſagte er zu dem Blinden, der kaum zwei Schritte weit von ihm ſtand: „Wie heißt du?"

„Geronimo."

„Nun, Geronimo, laß dich nur nicht betrügen." In dieſem Augenblick erſchien der Kutſcher auf der oberſten Stufe der Treppe.

„Wieſo, gnädiger Herr, betrügen?"

„Ich habe deinem Begleiter ein Zwanzigfrankſtück gegeben."

„O Herr, Dank, Dank!"

„Ja; alſo paß auf."

„Er iſt mein Bruder, Herr; er betrügt mich nicht."

Der junge Mann ſtutzte eine Weile, aber während er noch überlegte, war der Kutſcher auf den Bock geſtiegen und hatte die Pferde angetrieben. Der junge Mann lehnte ſich zurück mit einer Bewegung

des Kopfes, als wollte er ſagen: Schickſal, nimm deinen Lauf! und der Wagen fuhr davon.

Der Blinde winkte mit beiden Händen lebhafte Gebärden des Dankes nach. Jetzt hörte er Carlo, der eben aus der Wirtsſtube kam. Der rief herunter: „Komm, Geronimo, es iſt warm heroben, Maria hat Feuer gemacht!“

Geronimo nickte, nahm die Gitarre unter den Arm und taſtete ſich am Geländer die Stufen hinauf. Auf der Treppe ſchon rief er: „Laß es mich anfühlen! Wie lang hab' ich ſchon kein Goldſtück angefühlt!“

„Was gibt's?“ fragte Carlo. „Was redeſt du da?“

Geronimo war oben und griff mit beiden Händen nach dem Kopf ſeines Bruders, ein Zeichen, mit dem er ſtets Freude oder Zärtlichkeit auszudrücken pflegte. „Carlo, mein lieber Bruder, es gibt doch gute Menſchen!“

„Gewiß,“ ſagte Carlo. „Bis jetzt ſind es zwei Lire und dreißig Centeſimi; und hier iſt noch öſterreichiſches Geld, vielleicht eine halbe Lira.“

„Und zwanzig Franken—und zwanzig Franken!“ rief Geronimo. „Ich weiß es ja!“ Er torkelte in die Stube und ſetzte ſich ſchwer auf die Bank.

„Was weißt du?“ fragte Carlo.

„So laß doch die Späße! Gib es mir in die Hand! Wie lang' hab' ich ſchon kein Goldſtück in der Hand gehabt!“

„Was willſt du denn? Woher ſoll ich ein Goldſtück nehmen? Es ſind zwei Lire oder drei.“

Der Blinde ſchlug auf den Tiſch. „Jetzt iſt es aber genug, genug! Willſt du es etwa vor mir verſtecken?“

Carlo blickte den Bruder beſorgt und verwundert an. Er ſetzte ſich neben ihn, rückte ganz nahe und faßte wie begütigend ſeinen Arm: „Ich verſtecke nichts vor dir. Wie kannſt du das glauben? Niemandem iſt es eingefallen, mir ein Goldſtück zu geben.“

„Aber er hat mir's doch geſagt!“

„Wer?“

„Nun, der junge Menſch, der hin und her lief.“

„Wie? Ich verſteh' dich nicht!“

„So hat er zu mir geſagt: ‚Wie heißt du?‘ und dann: ‚Gib acht, gib acht, laß dich nicht betrügen!‘“

„Du mußt geträumt haben, Geronimo — das iſt ja Unſinn!“

„Unſinn? Ich hab' es doch gehört, und ich höre gut. ‚Laß dich nicht betrügen; ich habe ihm ein Goldſtück ...‘ — nein, ſo ſagte er: ‚Ich habe ihm ein Zwanzigfrankſtück gegeben.‘“

Der Wirt kam herein. „Nun, was iſt's mit euch? Habt ihr das Geſchäft aufgegeben? Ein Vierſpänner iſt gerade angefahren.“

„Komm!“ rief Carlo, „komm!“

Geronimo blieb ſitzen. „Warum denn? Warum ſoll ich kommen? Was hilft's mir denn? Du ſtehſt ja dabei und —“

Carlo berührte ihn am Arm. „Still, komm jetzt hinunter!“

Geronimo ſchwieg und gehorchte dem Bruder. Aber auf den Stufen ſagte er: „Wir reden noch, wir reden noch!“

Carlo begriff nicht, was geſchehen war. War Geronimo plötzlich verrückt geworden? Denn, wenn

er auch leicht in Zorn geriet, in dieſer Weiſe hatte er noch nie geſprochen.

In dem eben angekommenen Wagen ſaßen zwei Engländer; Carlo lüftete den Hut vor ihnen, und der Blinde ſang. Der eine Engländer war ausgeſtiegen und warf einige Münzen in Carlos Hut. Carlo ſagte: „Danke“ und dann, wie vor ſich hin: „Zwanzig Centeſimi.“ Das Geſicht Geronimos blieb unbewegt; er begann ein neues Lied. Der Wagen mit den zwei Engländern fuhr davon.

Die Brüder gingen ſchweigend die Stufen hinauf. Geronimo ſetzte ſich auf die Bank, Carlo blieb beim Ofen ſtehen.

„Warum ſprichſt du nicht?“ fragte Geronimo.

„Nun,“ erwiderte Carlo, „es kann nur ſo ſein, wie ich dir geſagt habe.“ Seine Stimme zitterte ein wenig.

„Was haſt du geſagt?“ fragte Geronimo.

„Es war vielleicht ein Wahnſinniger.“

„Ein Wahnſinniger? Das wäre ja vortrefflich! Wenn einer ſagt: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben‘, ſo iſt er wahnſinnig! — Eh, und warum hat er geſagt: ‚Laß dich nicht betrügen‘ — eh?“

„Vielleicht war er auch nicht wahnſinnig ... aber es gibt Menſchen, die mit uns armen Leuten Späße machen ...“

„Eh!“ ſchrie Geronimo, „Späße? — Ja, das haſt du noch ſagen müſſen — darauf habe ich gewartet!“ Er trank das Glas Wein aus, das vor ihm ſtand.

„Aber, Geronimo!“ rief Carlo, und er fühlte, daß er vor Beſtürzung kaum ſprechen konnte, „warum ſollte ich ... wie kannſt du glauben ...?“

„Warum zittert deine Stimme ... eh ... warum ...?“

„Geronimo, ich verſichere dir, ich —“

„Eh — und ich glaube dir nicht! Jetzt lachſt du ... ich weiß ja, daß du jetzt lachſt!“

Der Knecht rief von unten: „He, blinder Mann, Leut' ſind da!“

Ganz mechaniſch ſtanden die Brüder auf und ſchritten die Stufen hinab. Zwei Wagen waren zugleich gekommen, einer mit drei Herren, ein anderer mit einem alten Ehepaar. Geronimo ſang; Carlo ſtand neben ihm, faſſungslos. Was ſollte er nur tun? Der Bruder glaubte ihm nicht! Wie war das nur möglich? — Und er betrachtete Geronimo, der mit zerbrochener Stimme ſeine Lieder ſang, angſtvoll von der Seite. Es war ihm, als ſähe er über dieſe Stirne Gedanken fliehen, die er früher dort niemals gewahrt hatte.

Die Wagen waren ſchon fort, aber Geronimo ſang weiter. Carlo wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte, er fürchtete, daß ſeine Stimme wieder zittern würde. Da tönte Lachen von oben, und Maria rief: „Was ſingſt denn noch immer? Von mir kriegſt du ja doch nichts!“

Geronimo hielt inne, mitten in einer Melodie; es klang, als wäre ſeine Stimme und die Saiten zugleich abgeriſſen. Dann ging er wieder die Stufen hinauf, und Carlo folgte ihm. In der Wirtsſtube ſetzte er ſich neben ihn. Was ſollte er tun? Es blieb ihm nichts anderes übrig: er mußte noch einmal verſuchen, den Bruder aufzuklären.

„Geronimo," ſagte er, „ich ſchwöre dir... bedenk' doch, Geronimo, wie kannſt du glauben, daß ich —"

Geronimo ſchwieg, ſeine toten Augen ſchienen durch das Fenſter in den grauen Nebel hinauszublicken. Carlo redete weiter: „Nun, er braucht ja nicht wahnſinnig geweſen zu ſein, er wird ſich geirrt haben... ja, er hat ſich geirrt..." Aber er fühlte wohl, daß er ſelbſt nicht glaubte, was er ſagte.

Geronimo rückte ungeduldig fort. Aber Carlo redete weiter, mit plötzlicher Lebhaftigkeit: „Wozu ſollte ich denn — du weißt doch, ich eſſe und trinke nicht mehr als du, und wenn ich mir einen neuen Rock kaufe, ſo weißt du's doch ... wofür brauch' ich denn ſoviel Geld? Was ſoll ich denn damit tun?"

Da ſtieß Geronimo zwiſchen den Zähnen hervor: „Lüg' nicht, ich höre, wie du lügſt!"

„Ich lüge nicht, Geronimo, ich lüge nicht!" ſagte Carlo erſchrocken.

„Eh! haſt du ihr's ſchon gegeben, ja? Oder bekommt ſie's erſt nachher?" ſchrie Geronimo.

„Maria?"

„Wer denn, als Maria? Eh, du Lügner, du Dieb!" Und als wollte er nicht mehr neben ihm am Tiſche ſitzen, ſtieß er mit dem Ellbogen den Bruder in die Seite.

Carlo ſtand auf. Zuerſt ſtarrte er den Bruder an, dann verließ er das Zimmer und ging über die Stiege in den Hof. Er ſchaute mit weit offenen Augen auf die Straße hinaus, die vor ihm in bräunlichen Nebel verſank. Der Regen hatte nachgelaſſen. Carlo ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ging ins Freie. Es war ihm, als hätte ihn ſein Bruder davongejagt. Was war denn nur geſchehen? ...

Er konnte es noch immer nicht faſſen. Was für ein Menſch mochte das geweſen ſein? Einen Franken ſchenkt er her und ſagt, es waren zwanzig! Er mußte doch irgendeinen Grund dazu gehabt haben? Und Carlo ſuchte in ſeiner Erinnerung, ob er ſich nicht irgendwo jemanden zum Feind gemacht, der nun einen anderen hergeſchickt hatte, um ſich zu rächen... Aber ſoweit er zurückdenken mochte, nie hatte er jemanden beleidigt, nie irgendeinen ernſten Streit mit jemandem vorgehabt. Er hatte ja ſeit zwanzig Jahren nichts anderes getan, als daß er in Höfen oder an Straßenrändern geſtanden war mit dem Hut in der Hand... War ihm vielleicht einer wegen eines Frauenzimmers böſe? ... Aber wie lange hatte er ſchon mit keiner was zu tun gehabt... die Kellnerin in La Roſa war die letzte geweſen, im vorigen Frühjahr... aber um die war ihm gewiß niemand neidiſch... Es war nicht zu begreifen!... Was mochte es da draußen in der Welt, die er nicht kannte, für Menſchen geben? ... Von überall her kamen ſie... was wußte er von ihnen? ... Für dieſen Fremden hatte es wohl irgendeinen Sinn gehabt, daß er zu Geronimo ſagte: Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben... Nun ja... Aber was war nun zu tun?... Mit einemmal war es offenbar geworden, daß Geronimo ihm mißtraute!... Das konnte er nicht ertragen! Irgend etwas mußte er dagegen unternehmen... Und er eilte zurück.

Als er wieder in die Wirtsſtube trat, lag Geronimo auf der Bank ausgeſtreckt und ſchien das Eintreten Carlos nicht zu bemerken. Maria brachte den beiden Eſſen und Trinken. Sie ſprachen während

der Mahlzeit kein Wort. Als Maria die Teller abräumte, lachte Geronimo plötzlich auf und ſagte zu ihr: „Was wirſt du dir denn dafür kaufen?“

„Wofür denn?“

„Nun, was? Einen neuen Rock oder Ohrringe?“

„Was will er denn von mir?“ wandte ſie ſich an Carlo.

Indes dröhnte unten der Hof von laſtenbeladenen Fuhrwerken, laute Stimmen tönten herauf und Maria eilte hinunter. Nach ein paar Minuten kamen drei Fuhrleute und nahmen an einem Tiſche Platz; der Wirt trat zu ihnen und begrüßte ſie. Sie ſchimpften über das ſchlechte Wetter.

„Heute nacht werdet ihr Schnee haben,“ ſagte der eine.

Der zweite erzählte, wie er vor zehn Jahren Mitte Auguſt auf dem Joch eingeſchneit und beinahe erfroren war. Maria ſetzte ſich zu ihnen. Auch der Knecht kam herbei und erkundigte ſich nach ſeinen Eltern, die unten in Bormio wohnten.

Jetzt kam wieder ein Wagen mit Reiſenden. Geronimo und Carlo gingen hinunter, Geronimo ſang, Carlo hielt den Hut hin, und die Reiſenden gaben ihr Almoſen. Geronimo ſchien jetzt ganz ruhig. Er fragte manchmal: „Wieviel?“ und nickte zu den Antworten Carlos leicht mit dem Kopfe. Indes verſuchte Carlo ſelbſt ſeine Gedanken zu faſſen. Aber er hatte immer nur das dumpfe Gefühl, daß etwas Schreckliches geſchehen und daß er ganz wehrlos war.

Als die Brüder wieder die Stufen hinaufſchritten, hörten ſie die Fuhrleute oben wirr durcheinander reden und lachen. Der jüngſte rief dem Geronimo

entgegen: „Sing uns doch auch was vor, wir zahlen ſchon! — Nicht wahr?“ wandte er ſich an die anderen.

Maria, die eben mit einer Flaſche rotem Wein kam, ſagte: „Fangt heut nichts mit ihm an, er iſt ſchlechter Laune.“

Statt jeder Antwort ſtellte ſich Geronimo mitten ins Zimmer hin und fing an zu ſingen. Als er geendet, klatſchten die Fuhrleute in die Hände.

„Komm her, Carlo!“ rief einer, „wir wollen dir unſer Geld auch in den Hut werfen wie die Leute unten!“ Und er nahm eine kleine Münze und hielt die Hand hoch, als wollte er ſie in den Hut fallen laſſen, den ihm Carlo entgegenſtreckte. Da griff der Blinde nach dem Arm des Fuhrmannes und ſagte: „Lieber mir, lieber mir! Es könnte daneben fallen — daneben!“

„Wieſo daneben?“

„Eh, nun! Zwiſchen die Beine Marias!“

Alle lachten, der Wirt und Maria auch, nur Carlo ſtand regungslos da. Nie hatte Geronimo ſolche Späße gemacht!...

„Setz' dich zu uns!“ riefen die Fuhrleute. „Du biſt ein luſtiger Kerl!“ Und ſie rückten zuſammen, um Geronimo Platz zu machen. Immer lauter und wirrer war das Durcheinanderreden; Geronimo redete mit, lauter und luſtiger als ſonſt, und hörte nicht auf zu trinken. Als Maria eben wieder hereinkam, wollte er ſie an ſich ziehen; da ſagte der eine von den Fuhrleuten lachend: „Meinſt du vielleicht, ſie iſt ſchön? Sie iſt ja ein altes häßliches Weib!“

Aber der Blinde zog Maria auf ſeinen Schoß. „Ihr ſeid alle Dummköpfe,“ ſagte er. „Glaubt ihr,

ich brauche meine Augen, um zu ſehen? Ich weiß auch, wo Carlo jetzt iſt — eh! — dort am Ofen ſteht er, hat die Hände in den Hoſentaſchen und lacht.“

Alle ſchauten auf Carlo, der mit offenem Munde am Ofen lehnte und nun wirklich das Geſicht zu einem Grinſen verzog, als dürfte er ſeinen Bruder nicht Lügen ſtrafen.

Der Knecht kam herein; wenn die Fuhrleute noch vor Dunkelheit in Bormio ſein wollten, mußten ſie ſich beeilen. Sie ſtanden auf und verabſchiedeten ſich lärmend. Die beiden Brüder waren wieder allein in der Wirtsſtube. Es war die Stunde, um die ſie ſonſt manchmal zu ſchlafen pflegten. Das ganze Wirtshaus verſank in Ruhe wie immer um dieſe Zeit der erſten Nachmittagsſtunden. Geronimo, den Kopf auf dem Tiſch, ſchien zu ſchlafen. Carlo ging anfangs hin und her, dann ſetzte er ſich auf die Bank. Er war ſehr müde. Es ſchien ihm, als wäre er in einem ſchweren Traum befangen. Er mußte an allerlei denken, an geſtern, vorgeſtern und alle Tage, die früher waren, und beſonders an warme Sommertage und an weiße Landſtraßen, über die er mit ſeinem Bruder zu wandern pflegte, und alles war ſo weit und unbegreiflich, als wenn es nie wieder ſo ſein könnte.

Am ſpäten Nachmittage kam die Poſt aus Tirol und bald darauf in kleinen Zwiſchenpauſen Wagen, die den gleichen Weg nach dem Süden nahmen. Noch viermal mußten die Brüder in den Hof hinab. Als ſie das letztemal heraufgingen, war die Dämmerung hereingebrochen, und das Öllämpchen, das von der Holzdecke herunterhing, fauchte. Arbeiter kamen,

die in einem nahen Steinbruche beſchäftigt waren und ein paar hundert Schritte unterhalb des Wirtshauſes ihre Holzhütten aufgeſchlagen hatten. Geronimo ſetzte ſich zu ihnen; Carlo blieb allein an ſeinem Tiſche. Es war ihm, als dauerte ſeine Einſamkeit ſchon ſehr lange. Er hörte, wie Geronimo drüben laut, beinahe ſchreiend, von ſeiner Kindheit erzählte: daß er ſich noch ganz gut an allerlei erinnerte, was er mit ſeinen Augen geſehen, Perſonen und Dinge: an den Vater, wie er auf dem Felde arbeitete, an den kleinen Garten mit der Eſche an der Mauer, an das niedrige Häuschen, das ihnen gehörte, an die zwei kleinen Töchter des Schuſters, an den Weinberg hinter der Kirche, ja an ſein eigenes Kindergeſicht, wie es ihm aus dem Spiegel entgegengeblickt hatte. Wie oft hatte Carlo das alles gehört. Heute ertrug er es nicht. Es klang anders als ſonſt: jedes Wort, das Geronimo ſprach, bekam einen neuen Sinn und ſchien ſich gegen ihn zu richten. Er ſchlich hinaus und ging wieder auf die Landſtraße, die nun ganz im Dunkel lag. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war ſehr kalt, und der Gedanke erſchien Carlo beinahe verlockend, weiterzugehen, immer weiter, tief in die Finſternis hinein, ſich am Ende irgendwohin in den Straßengraben zu legen, einzuſchlafen, nicht mehr zu erwachen. — Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens und erblickte den Lichtſchimmer von zwei Laternen, die immer näher kamen. In dem Wagen, der vorüberfuhr, ſaßen zwei Herren. Einer von ihnen mit einem ſchmalen, bartloſen Geſichte fuhr erſchrocken zuſammen, als Carlos Geſtalt im Lichte der Laternen aus dem Dunkel hervortauchte. Carlo,

der ſtehengeblieben war, lüftete den Hut. Der Wagen und die Lichter verſchwanden. Carlo ſtand wieder in tiefer Finſternis. Plötzlich ſchrak er zuſammen. Das erſtemal in ſeinem Leben machte ihm das Dunkel Angſt. Es war ihm, als könnte er es keine Minute länger ertragen. In einer ſonderbaren Art vermengten ſich in ſeinem dumpfen Sinnen die Schauer, die er für ſich ſelbſt empfand, mit einem quälenden Mitleid für den blinden Bruder und jagten ihn nach Hauſe.

Als er in die Wirtsſtube trat, ſah er die beiden Reiſenden, die vorher an ihm vorbeigefahren waren, bei einer Flaſche Rotwein an einem Tiſche ſitzen und ſehr angelegentlich miteinander reden. Sie blickten kaum auf, als er eintrat.

An dem anderen Tiſche ſaß Geronimo wie früher unter den Arbeitern.

„Wo ſteckſt du denn, Carlo?“ ſagte ihm der Wirt ſchon an der Tür. „Warum läßt du deinen Bruder allein?“

„Was gibt's denn?“ fragte Carlo erſchrocken.

„Geronimo traktiert die Leute. Mir kann's ja egal ſein, aber ihr ſolltet doch denken, daß bald wieder ſchlechtere Zeiten kommen.“

Carlo trat raſch zu dem Bruder und faßte ihn am Arme. „Komm!“ ſagte er.

„Was willſt du?“ ſchrie Geronimo.

„Komm zu Bett,“ ſagte Carlo.

„Laß mich, laß mich! Ich verdiene das Geld, ich kann mit meinem Gelde tun, was ich will — eh! — alles kannſt du ja doch nicht einſtecken! Ihr meint wohl, er gibt mir alles! O nein! Ich bin ja ein blinder Mann! Aber es gibt Leute — es gibt

gute Leute, die ſagen mir: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben!‘“

Die Arbeiter lachten auf.

„Es iſt genug,“ ſagte Carlo, „komm!“ Und er zog den Bruder mit ſich, ſchleppte ihn beinah’ die Treppe hinauf bis in den kahlen Bodenraum, wo ſie ihr Lager hatten. Auf dem ganzen Wege ſchrie Geronimo: „Ja, nun iſt es an den Tag gekommen, ja, nun weiß ich’s! Ah, wartet nur. Wo iſt ſie? Wo iſt Maria? Oder legſt du’s ihr in die Sparkaſſa? — Eh, ich ſinge für dich, ich ſpiele Gitarre, von mir lebſt du — und du biſt ein Dieb!“ Er fiel auf den Strohſack hin.

Vom Gang her ſchimmerte ein ſchwaches Licht herein; drüben ſtand die Tür zu dem einzigen Fremdenzimmer des Wirtshauſes offen, und Maria richtete die Betten für die Nachtruhe her. Carlo ſtand vor ſeinem Bruder und ſah ihn daliegen mit dem gedunſenen Geſicht, mit den bläulichen Lippen, das feuchte Haar an der Stirne klebend, um viele Jahre älter ausſehend als er war. Und langſam begann er zu verſtehen. Nicht von heute konnte das Mißtrauen des Blinden ſein, längſt mußte es in ihm geſchlummert haben, und nur der Anlaß, vielleicht der Mut hatte ihm gefehlt, es auszuſprechen. Und alles, was Carlo für ihn getan, war vergeblich geweſen; vergeblich die Reue, vergeblich das Opfer ſeines ganzen Lebens. Was ſollte er nun tun? — Sollte er noch weiterhin Tag für Tag, wer weiß wie lange noch, ihn durch die ewige Nacht führen, ihn betreuen, für ihn betteln und keinen anderen Lohn dafür haben als Mißtrauen und Schimpf? Wenn ihn der Bruder für einen Dieb

hielt, ſo konnte ihm ja jeder Fremde dasſelbe oder Beſſeres leiſten als er. Wahrhaftig, ihn allein laſſen, ſich für immer von ihm trennen, das wäre das klügſte. Dann mußte Geronimo wohl ſein Unrecht einſehen, denn dann erſt würde er erfahren, was es heißt, betrogen und beſtohlen werden, einſam und elend ſein. Und er ſelbſt, was ſollte er beginnen? Nun, er war ja noch nicht alt; wenn er für ſich allein war, konnte er noch mancherlei anfangen. Als Knecht zum mindeſten fand er überall ſein Unterkommen. Aber während dieſe Gedanken durch ſeinen Kopf zogen, blieben ſeine Augen immer auf den Bruder geheftet. Und er ſah ihn plötzlich vor ſich, allein am Rande einer ſonnbeglänzten Straße auf einem Stein ſitzen, mit den weit offenen, weißen Augen zum Himmel ſtarrend, der ihn nicht blenden konnte, und mit den Händen in die Nacht greifend, die immer um ihn war. Und er fühlte, ſo wie der Blinde niemand anderen auf der Welt hatte als ihn, ſo hatte auch er niemand anderen als dieſen Bruder. Er verſtand, daß die Liebe zu dieſem Bruder der ganze Inhalt ſeines Lebens war, und wußte zum erſten Male mit völliger Deutlichkeit, nur der Glaube, daß der Blinde dieſe Liebe erwiderte und ihm verziehen, hatte ihn alles Elend ſo geduldig tragen laſſen. Er konnte auf dieſe Hoffnung nicht mit einem Male verzichten. Er fühlte, daß er den Bruder gerade ſo notwendig brauchte als der Bruder ihn. Er konnte nicht, er wollte ihn nicht verlaſſen. Er mußte entweder das Mißtrauen erdulden oder ein Mittel finden, um den Blinden von der Grundloſigkeit ſeines Verdachtes zu überzeugen... Ja, wenn er ſich irgendwie das

Goldſtück verſchaffen könnte! Wenn er dem Blinden morgen früh ſagen könnte: „Ich habe es nur aufbewahrt, damit du's nicht mit den Arbeitern vertrinkſt, damit es dir die Leute nicht ſtehlen“ . . . oder ſonſt irgend etwas . . .

Schritte näherten ſich auf der Holztreppe; die Reiſenden gingen zur Ruhe. Plötzlich durchzuckte ſeinen Kopf der Einfall, drüben anzuklopfen, den Fremden wahrheitsgetreu den heutigen Vorfall zu erzählen und ſie um die zwanzig Franken zu bitten. Aber er wußte auch gleich: das war vollkommen ausſichtslos! Sie würden ihm die ganze Geſchichte nicht einmal glauben. Und er erinnerte ſich jetzt, wie erſchrocken der eine blaſſe zuſammengefahren war, als er, Carlo, plötzlich im Dunkel vor dem Wagen aufgetaucht war.

Er ſtreckte ſich auf den Strohſack hin. Es war ganz finſter im Zimmer. Jetzt hörte er, wie die Arbeiter laut redend und mit ſchweren Schritten über die Holzſtufen hinabgingen. Bald darauf wurden beide Tore geſchloſſen. Der Knecht ging noch einmal die Treppe auf und ab, dann war es ganz ſtill. Carlo hörte nur mehr das Schnarchen Geronimos. Bald verwirrten ſich ſeine Gedanken in beginnenden Träumen. Als er erwachte, war noch tiefe Dunkelheit um ihn. Er ſah nach der Stelle, wo das Fenſter war; wenn er die Augen anſtrengte, gewahrte er dort mitten in dem undurchdringlichen Schwarz ein tiefgraues Viereck. Geronimo ſchlief noch immer den ſchweren Schlaf des Betrunkenen. Und Carlo dachte an den Tag, der morgen war; und ihn ſchauderte. Er dachte an die Nacht nach dieſem Tage, an den Tag nach dieſer Nacht, an die Zu-

kunft, die vor ihm lag, und Grauen erfüllte ihn vor der Einſamkeit, die ihm bevorſtand. Warum war er abends nicht mutiger geweſen? Warum war er nicht zu den Fremden gegangen und hatte ſie um die zwanzig Franken gebeten? Vielleicht hätten ſie doch Erbarmen mit ihm gehabt. Und doch — vielleicht war es gut, daß er ſie nicht gebeten hatte. Ja, warum war es gut?... Er ſetzte ſich jäh auf und fühlte ſein Herz klopfen. Er wußte, warum es gut war: Wenn ſie ihn abgewieſen hätten, ſo wäre er ihnen jedenfalls verdächtig geblieben — ſo aber... Er ſtarrte auf den grauen Fleck, der matt zu leuchten begann... Das, was ihm gegen ſeinen eigenen Willen durch den Kopf gefahren, war ja unmöglich, vollkommen unmöglich!... Die Tür drüben war verſperrt — und überdies: ſie konnten aufwachen... Ja, dort — der graue leuchtende Fleck mitten im Dunkel war der neue Tag — — —

Carlo ſtand auf, als zöge es ihn dorthin, und berührte mit der Stirn die kalte Scheibe. Warum war er denn aufgeſtanden? Um zu überlegen?... Um es zu verſuchen?... Was denn?... Es war ja unmöglich — und überdies war es ein Verbrechen. Ein Verbrechen? Was bedeuten zwanzig Franken für ſolche Leute, die zum Vergnügen tauſend Meilen weit reiſen? Sie würden ja gar nicht merken, daß ſie ihnen fehlten... Er ging zur Türe und öffnete ſie leiſe. Gegenüber war die andere, mit zwei Schritten zu erreichen, geſchloſſen. An einem Nagel im Pfoſten hingen Kleidungsſtücke. Carlo fuhr mit der Hand über ſie ... Ja, wenn die Leute ihre Börſen in der Taſche ließen, dann wäre das Leben ſehr einfach, dann brauchte bald niemand mehr

betteln zu gehen... Aber die Taſchen waren leer. Nun, was blieb übrig? Wieder zurück ins Zimmer, auf den Strohſack. Es gab vielleicht doch eine beſſere Art, ſich zwanzig Franken zu verſchaffen — eine weniger gefährliche und rechtlichere. Wenn er wirklich jedesmal einige Centeſimi von den Almoſen zurückbehielte, bis er zwanzig Franken zuſammengeſpart, und dann das Goldſtück kaufte... Aber wie lang' konnte das dauern — Monate, vielleicht ein Jahr. Ah, wenn er nur Mut hätte! Noch immer ſtand er auf dem Gang. Er blickte zur Tür hinüber... Was war das für ein Streif, der ſenkrecht von oben auf den Fußboden fiel? War es möglich? Die Tür war nur angelehnt, nicht verſperrt? ... Warum ſtaunte er denn darüber? Seit Monaten ſchon ſchloß die Tür nicht. Wozu auch? Er erinnerte ſich: nur dreimal hatten hier in dieſem Sommer Leute geſchlafen, zweimal Handwerksburſchen und einmal ein Touriſt, der ſich den Fuß verletzt hatte. Die Tür ſchließt nicht — er braucht jetzt nur Mut — ja, und Glück! Mut? Das Schlimmſte, was ihm geſchehen kann, iſt, daß die beiden aufwachen, und da kann er noch immer eine Ausrede finden. Er lugt durch den Spalt ins Zimmer. Es iſt noch ſo dunkel, daß er eben nur die Umriſſe von zwei auf den Betten lagernden Geſtalten gewahren kann. Er horcht auf: ſie atmen ruhig und gleichmäßig. Carlo öffnet die Tür leicht und tritt mit ſeinen nackten Füßen völlig geräuſchlos ins Zimmer. Die beiden Betten ſtehen der Länge nach an der gleichen Wand dem Fenſter gegenüber. In der Mitte des Zimmers iſt ein Tiſch; Carlo ſchleicht bis hin. Er fährt mit der Hand über die

Fläche und fühlt einen Schlüſſelbund, ein Federmeſſer, ein kleines Buch — weiter nichts... Nun natürlich!... Daß er nur daran denken konnte, ſie würden ihr Geld auf den Tiſch legen! Ah, nun kann er gleich wieder fort!... Und doch, vielleicht braucht er nur einen guten Griff und es iſt geglückt... Und er nähert ſich dem Bett neben der Tür; hier auf dem Seſſel liegt etwas — er fühlt danach — es iſt ein Revolver... Carlo zuckt zuſammen... Ob er ihn nicht lieber gleich behalten ſollte? Denn warum hat dieſer Menſch den Revolver bereitliegen? Wenn er erwacht und ihn bemerkt... Doch nein, er würde ja ſagen: Es iſt drei Uhr, gnädiger Herr, aufſtehn! .... Und er läßt den Revolver liegen.

Und er ſchleicht tiefer ins Zimmer. Hier auf dem anderen Seſſel unter den Wäſcheſtücken ... Himmel! das iſt ſie... das iſt eine Börſe — er hält ſie in der Hand!... In dieſem Moment hört er ein leiſes Krachen. Mit einer raſchen Bewegung ſtreckt er ſich der Länge nach zu Füßen des Bettes hin... Noch einmal dieſes Krachen — ein ſchweres Aufatmen — ein Räuſpern — dann wieder Stille, tiefe Stille. Carlo bleibt auf dem Boden liegen, die Börſe in der Hand, und wartet. Es rührt ſich nichts mehr. Schon fällt der Dämmer blaß ins Zimmer herein. Carlo wagt nicht aufzuſtehen, ſondern kriecht auf dem Boden vorwärts bis zur Tür, die weit genug offen ſteht, um ihn durchzulaſſen, kriecht weiter bis auf den Gang hinaus, und hier erſt erhebt er ſich langſam, mit einem tiefen Atemzug. Er öffnet die Börſe; ſie iſt dreifach geteilt: links und rechts nur kleine Silberſtücke. Nun öffnet Carlo den mittleren

Teil, der durch einen Schieber nochmals verschlossen ist, und fühlt drei Zwanzigfrankenstücke. Einen Augenblick denkt er daran, zwei davon zu nehmen, aber rasch weist er diese Versuchung von sich, nimmt nur ein Goldstück heraus und schließt die Börse zu. Dann kniet er nieder, blickt durch die Spalte in die Kammer, in der es wieder völlig still ist, und dann gibt er der Börse einen Stoß, so daß sie bis unter das zweite Bett gleitet. Wenn der Fremde aufwacht, wird er glauben müssen, daß sie vom Sessel heruntergefallen ist. Carlo erhebt sich langsam. Da knarrt der Boden leise, und im gleichen Augenblick hört er eine Stimme von drinnen: „Was ist's? Was gibt's denn?" Carlo macht rasch zwei Schritte rückwärts, mit verhaltenem Atem, und gleitet in seine eigene Kammer. Er ist in Sicherheit und lauscht... Noch einmal kracht drüben das Bett, und dann ist alles still. Zwischen seinen Fingern hält er das Goldstück. Es ist gelungen — gelungen! Er hat die zwanzig Franken, und er kann seinem Bruder sagen: „Siehst du nun, daß ich kein Dieb bin!" Und sie werden sich noch heute auf die Wanderschaft machen — gegen den Süden zu, nach Bormio, dann weiter durchs Veltlin... dann nach Tirano... nach Edole... nach Breno... an den See von Iseo wie voriges Jahr... Das wird durchaus nicht verdächtig sein, denn schon vorgestern hat er selbst zum Wirt gesagt: „In ein paar Tagen gehen wir hinunter."

Immer lichter wird es, das ganze Zimmer liegt in grauem Dämmer da. Ah, wenn Geronimo nur bald aufwachte! Es wandert sich so gut in der Frühe! Noch vor Sonnenaufgang werden sie fortgehen. Einen guten Morgen dem Wirt, dem Knecht

und Maria auch, und dann fort, fort... Und erſt wenn ſie zwei Stunden weit ſind, ſchon nahe dem Tale, wird er es Geronimo ſagen.

Geronimo reckt und dehnt ſich. Carlo ruft ihn an: „Geronimo!“

„Nun, was gibt's?“ Und er ſtützt ſich mit beiden Händen und ſetzt ſich auf.

„Geronimo, wir wollen aufſtehen.“

„Warum?“ Und er richtet die toten Augen auf den Bruder. Carlo weiß, daß Geronimo ſich jetzt des geſtrigen Vorfalles beſinnt, aber er weiß auch, daß der keine Silbe darüber reden wird, ehe er wieder betrunken iſt.

„Es iſt kalt, Geronimo, wir wollen fort. Es wird heuer nicht mehr beſſer; ich denke, wir gehen. Zu Mittag können wir in Boladore ſein.“

Geronimo erhob ſich. Die Geräuſche des erwachenden Hauſes wurden vernehmbar. Unten im Hof ſprach der Wirt mit dem Knecht. Carlo ſtand auf und begab ſich hinunter. Er war immer früh wach und ging oft ſchon in der Dämmerung auf die Straße hinaus. Er trat zum Wirt hin und ſagte: „Wir wollen Abſchied nehmen.“

„Ah, geht ihr ſchon heut?“ fragte der Wirt.

„Ja. Es friert ſchon zu arg, wenn man jetzt im Hof ſteht, und der Wind zieht durch.“

„Nun, grüß' mir den Baldetti, wenn du nach Bormio hinunterkommſt, und er ſoll nicht vergeſſen, mir das Öl zu ſchicken.“

„Ja, ich will ihn grüßen. Im übrigen — das Nachtlager von heut.“ Er griff in den Sack.

„Laß ſein, Carlo,“ ſagte der Wirt. „Die zwanzig

Centeſimi ſchenk' ich deinem Bruder; ich hab' ihm ja auch zugehört. Guten Morgen."

„Dank," ſagte Carlo. „Im übrigen, ſo eilig haben wir's nicht. Wir ſehen dich noch, wenn du von den Hütten zurückkommſt; Bormio bleibt am ſelben Fleck ſtehen, nicht wahr?" Er lachte und ging die Holzſtufen hinauf.

Geronimo ſtand mitten im Zimmer und ſagte: „Nun, ich bin bereit zu gehen."

„Gleich," ſagte Carlo.

Aus einer alten Kommode, die in einem Winkel des Raumes ſtand, nahm er ihre wenigen Habſeligkeiten und packte ſie in ein Bündel. Dann ſagte er: „Ein ſchöner Tag, aber ſehr kalt."

„Ich weiß," ſagte Geronimo. Beide verließen die Kammer.

„Geh leiſe," ſagte Carlo, „hier ſchlafen die zwei, die geſtern abend gekommen ſind." Behutſam ſchritten ſie hinunter. „Der Wirt läßt dich grüßen," ſagte Carlo; „er hat uns die zwanzig Centeſimi für heut nacht geſchenkt. Nun iſt er bei den Hütten draußen und kommt erſt in zwei Stunden wieder. Wir werden ihn ja im nächſten Jahre wiederſehen."

Geronimo antwortete nicht. Sie traten auf die Landſtraße, die im Dämmerſchein vor ihnen lag. Carlo ergriff den linken Arm ſeines Bruders, und beide ſchritten ſchweigend talabwärts. Schon nach kurzer Wanderung waren ſie an der Stelle, wo die Straße in langgezogenen Kehren weiterzulaufen beginnt. Nebel ſtiegen nach aufwärts, ihnen entgegen, und über ihnen die Höhen ſchienen von den Wolken wie eingeſchlungen. Und Carlo dachte: Nun will ich's ihm ſagen.

Carlo ſprach aber kein Wort, ſondern nahm das Goldſtück aus der Taſche und reichte es dem Bruder; dieſer nahm es zwiſchen die Finger der rechten Hand, dann führte er es an die Wange und an die Stirn, endlich nickte er. „Ich hab's ja gewußt," ſagte er.

„Nun ja," erwiderte Carlo und ſah Geronimo befremdet an.

„Auch wenn der Fremde mir nichts geſagt hätte, ich hätte es doch gewußt."

„Nun ja," ſagte Carlo ratlos. „Aber du verſtehſt doch, warum ich da oben vor den anderen — ich habe gefürchtet, daß du das Ganze auf einmal — — Und ſieh, Geronimo, es wäre doch an der Zeit, hab' ich mir gedacht, daß du dir einen neuen Rock kaufſt und ein Hemd und Schuhe auch, glaube ich; darum habe ich ..."

Der Blinde ſchüttelte heftig den Kopf. „Wozu?" Und er ſtrich mit der einen Hand über ſeinen Rock. „Gut genug, warm genug; jetzt kommen wir nach dem Süden."

Carlo begriff nicht, daß Geronimo ſich gar nicht zu freuen ſchien, daß er ſich nicht entſchuldigte. Und er redete weiter: „Geronimo, war es denn nicht recht von mir? Warum freuſt du dich denn nicht? Nun haben wir es doch, nicht wahr? Nun haben wir es ganz. Wenn ich dir's oben geſagt hätte, wer weiß ... Oh, es iſt gut, daß ich dir's nicht geſagt habe — gewiß!"

Da ſchrie Geronimo: „Hör' auf zu lügen, Carlo, ich habe genug davon!"

Carlo blieb ſtehen und ließ den Arm des Bruders los. „Ich lüge nicht."

„Ich weiß doch, daß du lügſt!... Immer lügſt du!... Schon hundertmal haſt du gelogen!... Auch das haſt du für dich behalten wollen, aber Angſt haſt du bekommen, das iſt es!“

Carlo ſenkte den Kopf und antwortete nichts. Er faßte wieder den Arm des Blinden und ging mit ihm weiter. Es tat ihm weh, daß Geronimo ſo ſprach; aber er war eigentlich erſtaunt, daß er nicht trauriger war.

Die Nebel zerteilten ſich. Nach langem Schweigen ſprach Geronimo: „Es wird warm.“ Er ſagte es gleichgültig, ſelbſtverſtändlich, wie er es ſchon hundertmal geſagt, und Carlo fühlte in dieſem Augenblick: für Geronimo hatte ſich nichts geändert. Für Geronimo war er immer ein Dieb geweſen.

„Haſt du ſchon Hunger?“ fragte er.

Geronimo nickte, zugleich nahm er ein Stück Käſe und Brot aus der Rocktaſche und aß davon. Und ſie gingen weiter.

Die Poſt von Bormio begegnete ihnen; der Kutſcher rief ſie an: „Schon hinunter?“ Dann kamen noch andere Wagen, die alle aufwärts fuhren.

„Luft aus dem Tal,“ ſagte Geronimo, und im gleichen Augenblick, nach einer raſchen Wendung, lag das Veltlin zu ihren Füßen.

Wahrhaftig — nichts hat ſich geändert, dachte Carlo... Nun hab' ich gar für ihn geſtohlen — und auch das iſt umſonſt geweſen.

Die Nebel unter ihnen wurden immer dünner, der Glanz der Sonne riß Löcher hinein. Und Carlo dachte: Vielleicht war es doch nicht klug, ſo raſch das Wirtshaus zu verlaſſen ... Die Börſe liegt unter dem Bett, das iſt jedenfalls verdächtig...

Aber wie gleichgültig war das alles! Was konnte ihm noch Schlimmes geſchehen? Sein Bruder, dem er das Licht der Augen zerſtört, glaubte ſich von ihm beſtohlen und glaubte es ſchon jahrelang und wird es immer glauben — was konnte ihm noch Schlimmes geſchehen?

Da unter ihnen lag das große weiße Hotel wie in Morgenglanz gebadet, und tiefer unten, wo das Tal ſich zu weiten beginnt, lang hingeſtreckt, das Dorf. Schweigend gingen die beiden weiter, und immer lag Carlos Hand auf dem Arm des Blinden. Sie gingen an dem Park des Hotels vorüber, und Carlo ſah auf der Terraſſe Gäſte in lichten Sommergewändern ſitzen und frühſtücken. „Wo willſt du raſten?“ fragte Carlo.

„Nun, im ‚Adler‘, wie immer.“

Als ſie bei dem kleinen Wirtshauſe am Ende des Dorfes angelangt waren, kehrten ſie ein. Sie ſetzten ſich in die Schenke und ließen ſich Wein geben.

„Was macht ihr ſo früh bei uns?“ fragte der Wirt.

Carlo erſchrak ein wenig bei dieſer Frage. „Iſt's denn ſo früh? Der zehnte oder elfte September — nicht?“

„Im vergangenen Jahr war es gewiß viel ſpäter, als ihr herunterkamt.“

„Es iſt ſo kalt oben,“ ſagte Carlo. „Heut nacht haben wir gefroren. Ja richtig, ich ſoll dir beſtellen, du möchteſt nicht vergeſſen, das Öl hinaufzuſchicken.“

Die Luft in der Schenke war dumpf und ſchwül. Eine ſonderbare Unruhe befiel Carlo; er wollte gern wieder im Freien ſein, auf der großen Straße, die nach Tirano, nach Edole, nach dem See von

Iſeo, überallhin, in die Ferne führt! Plötzlich ſtand er auf.

„Gehen wir ſchon?“ fragte Geronimo.

„Wir wollen doch heut mittag in Boladore ſein, im ‚Hirſchen‘ halten die Wagen Mittagsraſt; es iſt ein guter Ort.“

Und ſie gingen. Der Friſeur Benozzi ſtand rauchend vor ſeinem Laden. „Guten Morgen,“ rief er. „Nun, wie ſieht's da oben aus? Heut nacht hat es wohl geſchneit?“

„Ja, ja,“ ſagte Carlo und beſchleunigte ſeine Schritte.

Das Dorf lag hinter ihnen, weiß dehnte ſich die Straße zwiſchen Wieſen und Weinbergen, dem rauſchenden Fluß entlang. Der Himmel war blau und ſtill. Warum hab' ich's getan? dachte Carlo. Er blickte den Blinden von der Seite an. Sieht ſein Geſicht denn anders aus als ſonſt? Immer hat er es geglaubt — immer bin ich allein geweſen — und immer hat er mich gehaßt. Und ihm war, als ſchritte er unter einer ſchweren Laſt weiter, die er doch niemals von den Schultern werfen dürfte, und als könnte er die Nacht ſehen, durch die Geronimo an ſeiner Seite ſchritt, während die Sonne leuchtend auf allen Wegen lag.

Und ſie gingen weiter, gingen, gingen ſtundenlang. Von Zeit zu Zeit ſetzte ſich Geronimo auf einen Meilenſtein, oder ſie lehnten beide an einem Brückengeländer, um zu raſten. Wieder kamen ſie durch ein Dorf. Vor dem Wirtshauſe ſtanden Wagen, Reiſende waren ausgeſtiegen und gingen hin und her; aber die beiden Bettler blieben nicht. Wieder hinaus auf die offene Straße. Die Sonne

ſtieg immer höher; Mittag mußte nahe ſein. Es war ein Tag wie tauſend andere.

„Der Turm von Boladore," ſagte Geronimo. Carlo blickte auf. Er wunderte ſich, wie genau Geronimo die Entfernungen berechnen konnte: wirklich war der Turm von Boladore am Horizont erſchienen. Noch von ziemlich weither kam ihnen jemand entgegen. Es ſchien Carlo, als ſei er am Wege geſeſſen und plötzlich aufgeſtanden. Die Geſtalt kam näher. Jetzt ſah Carlo, daß es ein Gendarm war, wie er ihnen ſo oft auf der Landſtraße begegnete. Trotzdem ſchrak Carlo leicht zuſammen. Aber als der Mann näher kam, erkannte er ihn und war beruhigt. Es war Pietro Tenelli; erſt im Mai waren die beiden Bettler im Wirtshaus des Raggazzi in Morignone mit ihm zuſammen geſeſſen, und er hatte ihnen eine ſchauerliche Geſchichte erzählt, wie er von einem Strolch einmal beinahe erdolcht worden war.

„Es iſt einer ſtehengeblieben," ſagte Geronimo.

„Tenelli, der Gendarm," ſagte Carlo.

Nun waren ſie an ihn herangekommen.

„Guten Morgen, Herr Tenelli," ſagte Carlo und blieb vor ihm ſtehen.

„Es iſt nun einmal ſo," ſagte der Gendarm, „ich muß euch vorläufig beide auf den Poſten nach Boladore führen."

„Eh!" rief der Blinde.

Carlo wurde blaß. Wie iſt das nur möglich? dachte er. Aber es kann ſich nicht darauf beziehen. Man kann es ja hier unten noch gar nicht wiſſen.

„Es ſcheint ja euer Weg zu ſein," ſagte der Gen-

darm lachend, „es macht euch wohl nichts, wenn ihr mitgeht."

„Warum redeſt du nichts, Carlo?" fragte Geronimo.

„O ja, ich rede ... Ich bitte, Herr Gendarm, wie iſt es denn möglich ... was ſollen wir denn ... oder vielmehr, was ſoll ich ... wahrhaftig, ich weiß nicht ..."

„Es iſt nun einmal ſo. Vielleicht biſt du auch unſchuldig. Was weiß ich. Jedenfalls haben wir die telegraphiſche Anzeige ans Kommando bekommen, daß wir euch aufhalten ſollen, weil ihr verdächtig ſeid, dringend verdächtig, da oben den Leuten Geld geſtohlen zu haben. Nun, es iſt auch möglich, daß ihr unſchuldig ſeid. Alſo vorwärts!"

„Warum ſprichſt du nichts, Carlo?" fragte Geronimo.

„Ich rede — o ja, ich rede ..."

„Nun geht endlich! Was hat es für einen Sinn, auf der Straße ſtehenzubleiben! Die Sonne brennt. In einer Stunde ſind wir an Ort und Stelle. Vorwärts!"

Carlo berührte den Arm Geronimos wie immer, und ſo gingen ſie langſam weiter, der Gendarm hinter ihnen.

„Carlo, warum redeſt du nicht?" fragte Geronimo wieder.

„Aber was willſt du, Geronimo, was ſoll ich ſagen? Es wird ſich alles herausſtellen; ich weiß ſelber nicht ..."

Und es ging ihm durch den Kopf: Soll ich's ihm erklären, eh' wir vor Gericht ſtehen? ... Es geht wohl nicht. Der Gendarm hört uns zu ... Nun, was

tut's. Vor Gericht werd' ich ja doch die Wahrheit ſagen. „Herr Richter," werd' ich ſagen, „es iſt doch kein Diebſtahl wie ein anderer. Es war nämlich ſo: . . ." Und nun mühte er ſich, die Worte zu finden, um vor Gericht die Sache klar und verſtändlich darzuſtellen. „Da fuhr geſtern ein Herr über den Paß... es mag ein Irrſinniger geweſen ſein — oder am End' hat er ſich nur geirrt... und dieſer Mann..."

Aber was für ein Unſinn! Wer wird es glauben? . . . Man wird ihn gar nicht ſo lange reden laſſen. — Niemand kann dieſe dumme Geſchichte glauben . . . nicht einmal Geronimo glaubt ſie... — Und er ſah ihn von der Seite an. Der Kopf des Blinden bewegte ſich nach alter Gewohnheit während des Gehens wie im Takte auf und ab, aber das Geſicht war regungslos, und die leeren Augen ſtierten in die Luft. — Und Carlo wußte plötzlich, was für Gedanken hinter dieſer Stirne liefen... So alſo ſtehen die Dinge, mußte Geronimo wohl denken. — Carlo beſtiehlt nicht nur mich, auch die anderen Leute beſtiehlt er . . . Nun, er hat es gut, er hat Augen, die ſehen, und er nützt ſie aus . . . — Ja, das denkt Geronimo, ganz gewiß... Und auch, daß man kein Geld bei mir finden wird, kann mir nicht helfen — nicht vor Gericht, nicht vor Geronimo. Sie werden mich einſperren und ihn... Ja, ihn geradeſo wie mich, denn er hat ja das Geldſtück. — Und er konnte nicht mehr weiter denken, er fühlte ſich ſo ſehr verwirrt. Es ſchien ihm, als verſtünde er überhaupt nichts mehr von der ganzen Sache, und wußte nur eines: daß er ſich gern auf ein Jahr in

den Arreſt ſetzen ließe ... wenn nur Geronimo wüßte, daß er für ihn allein zum Dieb geworden war.

Und plötzlich blieb Geronimo ſtehen, ſo daß auch Carlo innehalten mußte.

„Nun, was iſt denn?“ ſagte der Gendarm ärgerlich. „Vorwärts, vorwärts!“ Aber da ſah er mit Verwunderung, daß der Blinde die Gitarre auf den Boden fallen ließ, ſeine Arme erhob und mit beiden Händen nach den Wangen des Bruders taſtete. Dann näherte er ſeine Lippen dem Munde Carlos, der zuerſt nicht wußte, wie ihm geſchah, und küßte ihn.

„Seid ihr verrückt?“ fragte der Gendarm. „Vorwärts! vorwärts! Ich habe keine Luſt zu braten.“

Geronimo hob die Gitarre vom Boden auf, ohne ein Wort zu ſprechen. Carlo atmete tief auf und legte die Hand wieder auf den Arm des Blinden. War es denn möglich? Der Bruder zürnte ihm nicht mehr? Er begriff am Ende —? Und zweifelnd ſah er ihn von der Seite an.

„Vorwärts!“ ſchrie der Gendarm. „Wollt ihr endlich —!“ Und er gab Carlo eins zwiſchen die Rippen.

Und Carlo, mit feſtem Druck den Arm des Blinden leitend, ging wieder vorwärts. Er ſchlug einen viel raſcheren Schritt ein als früher. Denn er ſah Geronimo lächeln in einer milden glückſeligen Art, wie er es ſeit den Kinderjahren nicht mehr an ihm geſehen hatte. Und Carlo lächelte auch. Ihm war, als könnte ihm jetzt nichts Schlimmes mehr geſchehen — weder vor Gericht, noch ſonſt irgendwo auf der Welt. — Er hatte ſeinen Bruder wieder ... Nein, er hatte ihn zum erſtenmal ...

Nachwort

Ein Seelenkünder zu ſein, hat Arthur Schnitzler Dichters Aufgabe genannt. Sie obliegt auch dem kritiſchen Mittler — der uns künden ſoll von der im Werk lebenden Seele des Meiſters. Aber die Seele lebt im Ganzen, nicht in Teilen. So wird die abgeſonderte Betrachtung des Erzählers Schnitzler, wie ſie der gegenwärtige Anlaß nahelegt, nur dann Aufſchlüſſe gewähren, wenn man ſich zuvor des ganzen Mannes und ſeines ganzen Werkes verſichert hat.

Zwar von Sicherheit dürfte man nicht ſprechen, wenn man von Arthur Schnitzler ſpricht. Denn er iſt einer „vom ungeſicherten Leben"; iſt dies im gebannten Hinblick auf die Sicherheit des Todes; iſt dies ebenſowohl jedoch durch die niemals ausgewogene Erſchütterung ob der Problematik des Hierſeins, der geſpenſtiſchen Hoffnungsloſigkeit aller menſchlichen Beziehungen. Der einſame Weg iſt nicht nur der letzte, den wir zu gehen haben, wir gehen ihn unſer Leben lang, auch im Zeichen der Freundſchaft — Freunde?! . . . gut abgeſtimmte Stichwortbringer — auch in den Gezeiten der Liebe:

„Und wer ſich ganz dir hingegeben hat,
gehört ſo wenig dir, daß, fühlteſt du's,
in deiner Einſamkeit du ſchauern müßteſt
und weinen, daß du gar ſo töricht warſt
und dich an eine hingſt."
(„Der Schleier der Beatrice.")

Liebe iſt Rauſch, nicht Wachſein. Wach ſind wir einſam. Wach aber ſind wir, überwach, Zuſchauer unſerer ſelbſt und eben darum nach dem Elixier des unzerdachten Lebens dürſtend. Jene Hoffnungsloſigkeit, ſie iſt — hoffentlich! — nur in uns, nicht außer uns, und da wir

uns — weiß Gott! — nicht gottähnlich dünken, so ſind wir lebensfromm trotz allem, ſo nehmen wir die Dinge, wie ſie ſind, traurig oder ſchön, und nehmen ſie wichtig. Denn wir ſind: wir ſind von Geiſtes Gnaden und Fleiſches Luſt im Diesſeitigen Wurzelnde, menſchenſcheue Menſchenfreunde, Äſtheten mit Gewiſſen.

Aber wer Gewiſſen hat, dem iſt nicht gegeben, ſich auf dem Ruhekiſſen ſtiller Weltbeſchaulichkeit zu betten. Die Welt fordert ihn als Kämpfer. Iſt doch allenthalben leidende Schönheit in ihr, leidende Wahrheit — leidende Seelen.

Überall dort nun, wo unſer Seelenkünder ſein Künden ſtreitbar an die Adreſſe der Welt richtet, hat er die dramatiſche Kunſtform ergriffen oder (was wahrſcheinlicher iſt) dieſe ihn. Der zuſtändigſte unter den deutſchen Dramendichtern, Gerhart Hauptmann, hielt vor manchem Jahr den kernhaften Satz feſt: „Das Denken iſt ein Ringen, alſo dramatiſch.“ Dem Bildner Hauptmann nachſtehend, dem Denker gleichen Namens voraus, bewahrheitet der Dramatiker Schnitzler das angeführte Programmwort wie unter den neueren nur noch Ibſen. Wie dieſer geht er von der Geſtalt nicht aus, ſondern auf ſie zu, ſein Dichten iſt ein Verdichten ſeeliſcher Themen; nicht intellektueller, da er eben ein Dichter und kein bloßer Gehirnſchreiber iſt. Nichtsdeſtoweniger wird der Gang über die Bretter oftmals ein Waffengang.

Während der Spaziergang des Erzählers Weiſe iſt. Im Epiſchen beſchreitet Schnitzler alſo den urſprünglicher poetiſchen Weg: von der Geſtalt zur Handlung (Beiſpiel „Der blinde Geronimo und ſein Bruder“), allenfalls auch von der Handlung zur Geſtalt (etwa „Die Frau des Weiſen“). Aber nur in den ſeltenen paraboliſchen Stücken (wie „Die dreifache Warnung“) von der Theſe zur Geſtaltung — was wir im dramatiſchen Trakt des dichteriſchen Baues als vorwiegend erkannten.

Einerlei, ob nun die epiſche Bewegung das Erſt- oder Zweitgegebene ſei; niemals iſt ſie ein Hirngeſpinſt,

immer Herzgespinst — nicht erfunden, sondern gefunden. Von einem, der für sich hin ging in „Ferien vom Ich“. Jawohl, dieser Titel, eines Paul Kellerschen Werkes, kennzeichnet vielleicht am besten die Stellung des Erzählers Schnitzler zur Universalität seiner Erscheinung. Ferien vom problembedrängten, kämpferisch fortgerissenen Ich. Nicht Ferien des Künstlers! Denn diese vornehm unscheinbare und doch so wesenhafte Prosa wird weder erfunden noch gefunden, sondern erarbeitet. Als ich vor Schnitzler einmal die Vermutung aussprach, daß ihm dramatische Arbeiten leichter von der Hand gehen müßten als epische, hat er die Annahme lebhaft bestätigt. Der vielberühmte „Leutnant Gustl“, der in vier Tagen hingeworfen wurde, dementiert uns nicht — ist ja das blendende Stück ein dramatisches Selbstgespräch, keine Novelle.

Schnitzlers Dramen tönen von der großen Welt wider, seine Erzählungen fliehen sie; Flucht vor der Öffentlichkeit — und nicht, wie man meinte, in diese — ist auch sein großes Prosawerk „Der Weg ins Freie“, das in sein belletristisches Gefüge vielerlei aufzunehmen hatte, was einem unterbliebenen Band von Miszellen, kulturkritischem Nebenbei zugute gekommen wäre. Der Roman (als solchen bezeichnet sich das Buch) hat zum konstruktiven Motiv dieses: den Dichter von der Welt, der besonderen dränglichen Umwelt zu entlasten und ihn seine poetische Freiheit wiedergewinnen zu lassen. Ein Dichter, der ins Große und Allseitige strebt, braucht Atmosphäre, seelisches Hinterland, Fülle und Weite; zuleide wird ihm das Surrogat einer nur durch Worte und Worte und immer wieder nur Worte bewegten Luft. Aus der Enge in die Weite, aus dem Ghetto einer qualumhegten Ichbrunst in die „schöne, wilde“ Welt führt der Weg ins Freie.

Schöne wilde Welt ist in der erzählten Arthur Schnitzlers. Denn die Entfernung, die sie von Problemen hat oder nimmt, baut ja mit nichten schäferliche Idyllen auf oder Heimstätten für Pfahlbürger. Sie entspannt nur die

intellektuellen Ströme, die um das große Welttheater wirbeln. Aber das Menſchenherz, das ungeſtillte, wird in dieſer ſtilleren vereinfachten Zuſtändlichkeit erſt eigentlich transparent; unter dem Zublick eines Dichterauges, das vornehmlich hier, im epiſchen Seelengärtlein, das Auge eines Arztes iſt, dem Klarſinn mehr bedeutet als Tiefſinn.

Man weiß, wieviel Anmut ſich dieſem Klarſinn paart, Wiegengeſchenk des Öſterreichertums, hinter dem noch ein Öſterreich ſtand. Aus guten Friedenstagen alſo. Es waren, nicht bloß in Öſterreich, aber nirgends anderswo ſo beiſpielmäßig, Tage... Zeiten höchſter Reizſamkeit der Nerven, und doch im innerſten geruhig, durch einen Weltuntergang geſchieden von der Ruheloſigkeit der Heutigen. Ja, epiſche Ruhe war noch in ihnen. Auch jene gute Friedenszeit erwies ſich ſohin als gute Fee an der Wiege eines, der ein Mehrer deutſcher Proſa werden ſollte. Und noch eine dritte gute Fee war da: die gute Familie, die gute Kinderſtube. Wir denken dabei nicht bloß an die Mitgift der hohen Künſtlertugend, Formgefühl genannt; wir denken noch mehr an die aus gleicher Wurzel Kraft ziehende Veredelung im Sittlichen: dem Denkenden wird die ſoziale Bevorteilung ein Aufruf zur Güte ſein.

Klarſinn, Anmut, Güte — man kann die Dreiheit, die eine melancholiſche Stirn heiter umkränzt, auch bei einem Namen nennen: Kultur. Und Deutſchland, das zuviel von Ziviliſation, aber noch immer zu wenig von Kultur weiß und daher auch noch wenig von Schnitzler weiß oder meiſt Unrichtiges . . . Deutſchland ſollte ſich geſagt ſein laſſen, was Gerhart Hauptmann zum ſechzigſten Geburtstag unſeres Laureaten geſagt hat: „Den Sinn für Schnitzler beſitzen, heißt Kultur beſitzen, und ſich von Schnitzler angezogen fühlen, heißt die Kultur ſuchen.“

Wien, im Frühjahr 1924.

Oswald Brüll.

Inhaltsverzeichnis

Die Frau des Weisen 3
Die dreifache Warnung 27
Der blinde Geronimo und sein Bruder 34
Nachwort 70

Die Werke von Arthur Schnitzler

Gesammelte Werke

in zwei Abteilungen.

I. Die erzählenden Schriften in vier Bänden.
II. Die Theaterstücke in fünf Bänden.

Einzelausgaben:

I. Die prosaischen Schriften

Sterben
Die Frau des Weisen
Leutnant Gustl
Dämmerseelen
Der Weg ins Freie
Masken und Wunder
Frau Beate und ihr Sohn
Traumnovelle
Doktor Gräsler, Badearzt
Casanovas Heimfahrt. Illustrierte Ausgabe. Mit Steinzeichnungen v. Hans Meid
Frau Berta Garlan
Die griechische Tänzerin
Spiel im Morgengrauen

In Vorbereitung:

Therese, Chronik eines Frauenlebens

II. Die Theaterstücke

Das Märchen
Anatol
Liebelei
Freiwild
Das Vermächtnis
Der grüne Kakadu — Paracelsus — Die Gefährtin
Der Schleier der Beatrice
Lebendige Stunden
Der einsame Weg
Zwischenspiel
Der Ruf des Lebens
Komödie der Verführung
Marionetten
Der tapfere Cassian
Komtesse Mizzi oder Der Familientag
Der junge Medardus
Das weite Land
Professor Bernhardi
Komödie der Worte
Fink und Fliederbusch
Die Schwestern oder Casanova in Spa
Der Gang zum Weiher

Verlag S. Fischer, Berlin

Moderne Erzähler

in Reclams Univerſal-Bibliothek

Flemming Algren-Uſſing: Auf und nieder. Humoresken und Erzählungen. Nr. 6495

Martin Andersen Nexö: Schwarze Erde. Novellen. Nr. 6716

Otto Anthes: Unter den ſieben Türmen. Lübiſche Geſchichten. Nr. 6634

Hermann Bahr: Die ſchöne Frau. Novellen. Nr. 6451

Alice Berend: Kleine Umwege. Novellen. Nr. 6511

Giſela v. Berger: Die Schlange. Drei Novellen. Nr. 6531

Julius Berſtl: Lichtenbergs Idyll. Novelle. Nr. 6731

Johannes Boldt: Pilgerfahrt. Eine florentiniſche Novelle aus der Renaiſſance. Nr. 4546/47

Fritz Bondy: Der Sprung von der Bühne. Erzählung. Nr. 6769/70

Felix Braun: Die vergeſſene Mutter. Drei Erzählungen. Nr. 6532

Emil Ertl: Der Handſchuh. Novellen. Nr. 6310

— Sternſchnuppen. Novelle. Nr. 6404

Ludwig Finckh: Hinterm Gartenbuſch. Geſchichten und Skizzen. Nr. 6141

Svend Fleuron: Die Marodeure des Sees und andere Tiergeſchichten. Nr. 6554

Hans Franck: Machtnix. Märchenerzählung. Nr. 6211

Fr. v. Gagern: Der Marterpfahl. Novelle. Nr. 6533

Franz Karl Ginzkey: Brigitte und Regine und andere Dichtungen. Nr. 6453

Friedrich Griese: Wittvogel. Eine Erzählung. Nr. 6751

Max Halbe: Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Nr. 6561

Per Hallström: Das ewig Männliche. Novellen. Nr. 6450

— Das Wrack. Novellen. Nr. 6480

E. v. Handel-Mazzetti: Der Richter von Steyr. Nr. 6454

Thomas Hardy: Seiner Frau zuliebe. Erzählungen. Nr. 6520

Anna Hartenstein: Der Geschwisterhof. Erzählung. Nr. 6350

Gerhart Hauptmann: Bahnwärter Thiel. Novellistische Studie. Nr. 6617

J. C. Heer: Der Held der heiligen Wasser. Nr. 6501

Ernst Heilborn: Tor und Törin. Novelle. Nr. 6756/57

Sophie Hoechstetter: Lord Byrons Jugendtraum. Novelle. Nr. 6571

Robert Hohlbaum: Von ewiger Kunst. Vier Novellen. Nr. 6455

Ricarda Huch: Der neue Heilige. Novellen. Nr. 6481

Rudolf Huch: Der tolle Halberſtädter. Novelle. Nr. 6521

— Der Herr Neveu und ſeine Mondgöttin. Eine luriose Affäre aus der Perückenzeit. Nr. 6622/23

Alfred Huggenberger: Der Glückfinder. Erzählungen. Nr. 6281

Hans v. Hülſen: Der Finkenſteinſche Orden. Novelle. Nr. 6660

Adolf Koelſch: Gaukler des Lebens. Erlebniſſe und Geſichte. Nr. 6545

Alma Johanna Koenig: Schibes. Erzählung. Nr. 6551

Rudolf Jeremias Kreutz: Menſchen im Schutt. Novellen. Nr. 6381

Dietrich Loder: Das verrückte Auto. Humoresken und Grotesken. Nr. 6589

Emil Lucka: Thule. Eine Sommerfahrt. Nr. 6534

Thomas Mann: Triſtan. Novelle. Nr. 6431

Franz Hermann Meißner: Das Geheimnis der Nürnberger Madonna. Eine ſeltſame Geſchichte. Nr. 6390

Max Mell: Morgenwege. Ausgewählte Erzählungen und Legenden. Nr. 6456

Ejnar Mikkelſen: Der Gletſcherteufel. Geſchichten aus der Polarregion. Nr. 6655

W. v. Molo: Totes Sein. Roman. Nr. 5419

Hans Müller: Der Brand von Trukitzan. Erzählung. Nr. 6535

Adam Müller-Guttenbrunn: Das idylliſche Jahr. Nr. 6721

A. De Nora: Das Ende der Marquiſe und andere Novellen. Nr. 6334

— Das lockende Blut u. andere Novellen. Nr. 5900

Adolf Obée: Die Punſchgeſellſchaft. Merkwürdige Geſchichten. Nr. 6727

— Der Globus und Tante Nelly. Humoresken. Nr. 6370

Joſef Friedrich Perkonig: Siebenruh. Novelle. Nr. 6536

Joſef Ponten: Die Bockreiter. Novelle. Nr. 6690/91

— Die Inſel. Novelle. Nr. 6261

Albrecht Schaeffer: Die tanzenden Füße. Erzählung. Nr. 6631/32

Wilhelm Schäfer: Rheiniſche Novellen. Nr. 6200

Jakob Schaffner: Die Mutter. Novelle. Nr. 6500

Wilh. Schmidtbonn: Hinter den ſieben Bergen. Erzählung. Nr. 6133

Oscar A. H. Schmitz: Heimliche Geſchichten. Nr. 6560

Arthur Schnitzler: Die dreifache Warnung. Novellen. Nr. 6458

Wilhelm v. Scholz: Der Kopf im Fenſter. Erzählungen und Gedichte. Nr. 6341

Karl Schönherr: Die erſte Beicht' und andere Novellen. Nr. 6459

Leonhard Schrickel: Roſen gefällig? Novellen. Nr. 6441

Guſtav Schröer: Kinderland. Erzählungen und Skizzen aus dem Kinderleben. Nr. 6585

Max Sidow: Spiel mit dem Feuer. Novellen zwiſchen Tod und Leben. Nr. 6700

Oskar Sonnlechner: Grüne Tage — grüne Nächte. 2 Bände. Nr. 6651/52, 6696/97

Hermann Stehr: Der Schindelmacher. Novelle. Nr. 6541

Dora v. Stockert-Meynert: Euphorion. Novelle. Nr. 6647

Otto Stoeſſl: Johannes Freudenſprung. Novellen Nr. 6420

— Opfer. Zwei Novellen. Nr. 6371

Karl Hans Strobl: Der betrogene Tod. Novelle. Nr. 6460

Adolph Vögtlin: Frauenſchickſale. Novellen. Nr. 6345

Maria Waſer: Das Geſpenſt im Antiſtitium. Novellen. Nr. 6421

Hans Watzlik: Ungebeugtes Volk. Erzählungen. Nr. 6538

Wilhelm Weigand: Wendelins Heimkehr. Erzählung. Nr. 6729/30

Liſa Wenger: Wie der Wald ſtill ward. Eine Tiergeſchichte. Nr. 6563/64

Pauline Wörner: Judenkirſchen. Eine Geſchichte aus dem Kaiſerſtuhl. Nr. 6401

Arnold Zweig: Gerufene Schatten. Novellen. Nr. 6711

Stefan Zweig: Angſt. Novelle. Nr. 6540

Näheres über Preiſe und Einbände iſt aus dem neueſten Verzeichnis der A.-B. erſichtlich, das in jeder Buchhandlung oder gegen Portoeinſendung vom Verlag zu haben iſt